



Leseprobe

Cixin Liu

Jenseits der Zeit Roman

»Jenseits der Zeit ist pure Spannung plus Philosophie. Die wunderschönen Märchen, die Zukunftspanoramen ... und eine Liebe, die ständig zu scheitern droht, machen das Buch zu einem überwältigenden Erlebnis.«
Bettina Jäger, Ruhr Nachrichten

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



Seiten: 992

Erscheinungstermin: 08. April 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein halbes Jahrhundert nach der Entscheidungsschlacht hält der Waffenstillstand mit den Trisolariern immer noch stand. Die Hochtechnologie der Außerirdischen hat der Erde zu neuem Wohlstand verholfen, auch die Trisolariern haben dazugelernt, und eine friedliche Koexistenz scheint möglich. Der Frieden hat die Menschheit allerdings unvorsichtig werden lassen. Als mit Cheng Xin eine Raumfahrt-Ingenieurin des 21. Jahrhunderts aus dem Kälteschlaf erwacht, bringt sie das Wissen um ein längst vergangenes Geheimprogramm in die neue Zeit. Wird die junge Frau den Frieden mit Trisolaris ins Wanken bringen – oder wird die Menschheit die letzte Chance ergreifen, sich weiterzuentwickeln?



Autor

Cixin Liu

Cixin Liu ist der erfolgreichste chinesische Science-Fiction-Autor. Er hat lange Zeit als Ingenieur in einem Kraftwerk gearbeitet, bevor er sich ganz seiner Schriftstellerkarriere widmen konnte. Seine Romane und Erzählungen wurden bereits viele Male mit dem Galaxy Award prämiert. Cixin Lius Roman »Die drei Sonnen« wurde 2015 als erster chinesischer Roman überhaupt mit dem Hugo Award ausgezeichnet und wird international als ein Meilenstein der Science-Fiction gefeiert. Zusammen mit den beiden Folgebänden »Der dunkle Wald« und »Jenseits der Zeit« wurde die Trisolaris-Trilogie als TV-Serie *3 Body Problem* für Netflix verfilmt.

死
神
永
生

Cixin Liu

JENSEITS DER ZEIT

Roman

Aus dem Chinesischen von
Karin Betz

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe ist unter dem Titel SISHEN YONGSHENG (死神永生)
bei Chongqing Publishing Group in Chongqing, China, erschienen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds e.V.
für die Förderung durch ein Arbeitsstipendium und dem TOLEDO e.V.
für ein Aufenthaltsstipendium im Übersetzerhaus Looren.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

6. Auflage
Deutsche Erstausgabe 04/2019
Redaktion: Catherine Beck
Copyright © 2010 by Cixin Liu (刘慈欣)
German rights authorized by China Education Publications
Import & Export Corp., Ltd.
Co-published by Hunan Science & Technology Press
Copyright © 2019 der deutschsprachigen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Printed in the EU
Umschlagillustration: Stephan Martinière
Umschlaggestaltung: Das Illustrat, München
Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN: 978-3-453-31766-6

diezukunft.de

Inhalt

Personenverzeichnis	7
Übersicht der Zeitalter	9
Prolog	11
ERSTER TEIL	13
ZWEITER TEIL	155
DRITTER TEIL	409
VIERTER TEIL	665
FÜNFTER TEIL	741
SECHSTER TEIL	867
Erläuterungen zu Schreibweise und Aussprache	969
Anmerkungen	975

Personenverzeichnis

Chinesische Namen bestehen aus einem meist einsilbigen Familiennamen und einem Vornamen. Der Familienname wird immer zuerst genannt, dann der Vorname.

Organisationen

ETO	Erde-Trisolaris-Organisation
ESF	Erdsicherheitskräfte <i>(Earth Security Force)</i>
PDC	Planetenverteidigungsrat <i>(Planetary Defence Council)</i>
PIA	Planetarer Geheimdienst <i>(Planetary Intelligence Agency)</i>

Personen

Yang Dong	Astrophysikerin und Tochter von Ye Wenjie, der Entdeckerin der Trisolarier
-----------	--

Cheng Xin	Raumfahrt-Ingenieurin und Schwert- halterkandidatin
Yun Tianming	Ehemaliger Studienkollege von Cheng Xin, todkrank
Thomas Wade	Direktor der PIA
Tomoko	Android, diplomatische Vertretung der Trisolarien auf der Erde
Ai 艾AA	Astrophysikerin und Gefährtin von Cheng Xin
Luo Ji	Ehemaliger Wandschauer, jetzt Schwert- halter
Guan Yifan	Astrophysiker auf der <i>Gravitation</i>

Übersicht der Zeitalter

Zeitalter der Krise	201X – 2208
Zeitalter der Abschreckung	2208 – 2270
Post-Abschreckungszeitalter	2270 – 2272
Zeitalter der Übertragung	2272 – 2332
Zeitalter der Bunker	2333 – 2400
Zeitalter der Milchstraße	2273 – unbekannt
Schwarze Domäne der Galaxie DX3906	2687 – 18.906.416
Zeitachse des Universums 647	Beginnt 18.906.416

Prolog

Auszug aus dem Vorwort zu
Eine Vergangenheit außerhalb der Zeit

Eigentlich sollte es *Geschichte* heißen, doch da die Verfasserin sich ausschließlich auf ihr Gedächtnis verlassen muss, mangelt es diesen Aufzeichnungen an historischer Genauigkeit.

Selbst von *Vergangenheit* zu sprechen trifft es nicht ganz, denn das alles ist nicht in der Vergangenheit passiert, es passiert auch nicht jetzt oder in der Zukunft.

Ich möchte keine Details auflisten, nur den Rahmen für etwas Geschichtliches oder etwas Vergangenes abstecken. Überlieferte Details gibt es bestimmt schon in Hülle und Fülle. Hoffentlich werden sie als Flaschenpost das neue Universum erreichen und dort fortbestehen.

Ich schaffe also nur einen Rahmen, in den eines Tages sämtliche Details hineingepackt werden können. Nicht von uns natürlich. Doch hoffentlich von irgendwem, irgendwann.

Schade nur, dass dieses Irgendwann weder in der Vergangenheit, noch in der Gegenwart oder der Zukunft liegt.

Ich verrücke die Sonne etwas nach Westen, und durch den veränderten Einfallswinkel der Sonnenstrahlen funkeln die Tau-

tropfen auf den Sprösslingen, als öffneten sich mit einem Mal unzählige Augen. Ich dimme das Sonnenlicht ein wenig, lasse die Dämmerung früher einsetzen und betrachte meine Silhouette am fernen Horizont. Ich hebe die Hand und winke. Und die Silhouette vor der Sonne winkt zurück. Beim Anblick dieser Silhouette fühle ich mich ziemlich jung.

Das ist eine gute Zeit. Der perfekte Moment, um sich zu erinnern.

ERSTER TEIL

Mai 1453

Der Tod der Hexe

Konstantin XI. hielt kurz inne, dann schob er den Haufen mit den Plänen zur Verteidigung der Stadt von sich weg und verharrte still an seinem Schreibtisch.

Sein Zeitgefühl war ausgezeichnet: Die Erschütterung trat ein wie erwartet, so heftig und mächtig, als dränge sie aus den Tiefen der Erde herauf. Sie ließ den silbernen Lüster erzittern, und eine Staubschicht wehte von ihm herab, die sich wohl schon seit tausend Jahren über den Palast von Konstantinopel gelegt hatte. Der Staub fiel in die Flamme der Kerze und erzeugte dort sprühende Funken. Alle drei Stunden – so lange dauerte es, um die von einem Ingenieur namens Urban entwickelten Kanonen nachzuladen – schlugen die sechshundert Kilogramm schweren Geschosse gegen die Mauern Konstantinopels. Das waren die solidesten Befestigungsanlagen der Welt. Im fünften Jahrhundert von Theodosius II. errichtet, waren sie immer weiter verstärkt und vergrößert worden. Vor allem ihnen war es zu verdanken, dass das Byzantinische Reich so vielen mächtigen Feinden standgehalten hatte.

Doch mit jedem Treffer meißelten die gigantischen Stein-

kugeln klaffende Scharten in diese Mauern, die wie die Bisse eines Riesen aussahen. Dem Kaiser stand die Szene lebhaft vor Augen: Noch während die Trümmer der Explosion durch die Luft flogen, rannten Soldaten und Stadtvolk zu den Rissen und bemühten sich wie ein Haufen heroischer Ameisen, sie irgendwie zu stopfen, mit Mauerwerk und Holzpfeilern von den Häusern der Stadt, mit Leinensäcken voll Erde und wertvollen arabischen Wandteppichen ... Selbst die enorme Staubwolke konnte er sich vorstellen, die vor dem Licht der untergehenden Sonne Richtung Stadt waberte und Konstantinopel in ein goldenes Leichentuch hüllte.

Seit Beginn der Belagerung vor fünf Wochen erfolgten die Erschütterungen sieben Mal am Tag, so regelmäßig wie der Glockenschlag einer gewaltigen Uhr. Sie läuteten ein neues Zeitalter ein, das Zeitalter der Heiden. Im Vergleich zu diesem Getöse wirkte das Läuten der Kupferuhr mit dem Doppeladler, die am Eckturm der Mauer die Zeit der Christenheit anzeigte, geradezu kraftlos.

Die Vibrationen versiegteten, und Kaiser Konstantin zwang seine Gedanken wieder in die unmittelbare Realität zurück. Er signalisierte der Wache, dass er nun bereit war, den vor der Tür wartenden Besucher zu empfangen. Sein Vertrauter Sphrantzes betrat den Raum, in Begleitung einer schlanken, zerbrechlich wirkenden Gestalt.

»Euer Majestät, hier bringe ich Ihnen Theodora.« Sphrantzes trat zur Seite, um den Blick auf die Frau freizugeben.

Der Kaiser betrachtete sie. Die adligen Damen Konstantinopels bevorzugten Kleider, die mit schwerer Stickerei bedeckt waren, im Gegensatz zur schlichten, knöchellangen weißen

Kleidung der einfachen Leute. Doch diese Frau trug beides. Statt der üblichen bestickten Tunika hatte sie ein langes, weißes Gewand an und darüber einen eleganten, kostbaren Umhang, der jedoch nicht die dem Adel vorbehaltenen Lila- und Rottöne aufwies, sondern von gelber Farbe war. Sie hatte ein entzückendes, sinnliches Gesicht, das an eine Blume erinnerte, die lieber bei der Zurschaustellung ihrer Pracht verrottete, als einsam vor sich hin zu welken. Eine Prostituierte der besseren Sorte. Sie hielt den Blick gesenkt und zitterte am ganzen Körper, doch Konstantin bemerkte den fiebrigen Glanz ihrer Augen, der von einem in ihren Kreisen seltenen, leidenschaftlichen Eifer kündete.

»Du behauptest also, über magische Kräfte zu verfügen?«, sprach der Kaiser sie an, bestrebt, diese Angelegenheit möglichst schnell hinter sich zu bringen.

Sphrantzes war für gewöhnlich ein untadeliger Mann. Unter den achttausend Soldaten, die gegenwärtig zur Verteidigung Konstantinopels im Einsatz waren, stammte ein kleiner Teil von der Armee, und zweitausend waren genuesische Söldner. Die Übrigen waren von Sphrantzes nach und nach aus den Reihen der Stadtbewohner rekrutiert worden. Sein aktuelles Anliegen interessierte den Kaiser zwar nur mäßig, doch aufgrund seiner Stellung hatte Sphrantzes es verdient, wenigstens angehört zu werden.

»Ja, ich kann den Sultan töten«, antwortete Theodora und kniete sich vor ihn hin. Ihre Stimme zitterte wie Spinnfäden im Wind.

Vor fünf Tagen war Theodora vor den Toren des Palasts aufgetaucht und hatte verlangt, den Kaiser zu sprechen. Als die

Wachen sie fortjagen wollten, hielt sie ihnen rasch einen kleinen Gegenstand hin. Zwar konnten die Männer nicht genau erkennen, was es war, aber sie wussten, dass es nicht in ihre Hände gehörte. Statt zum Kaiser brachten sie die Frau ins Gefängnis, wo sie so lange verhört wurde, bis sie verriet, wie sie an den Gegenstand gelangt war. Nachdem ihr Geständnis überprüft worden war, hatte man sie Sphrantzes vorgeführt.

Sphrantzes wickelte nun den Gegenstand aus dem Leinentuch und legte ihn vorsichtig vor seinem Herrscher auf den Tisch.

Der Kaiser war ähnlich verblüfft wie die Wachen einige Tage zuvor. Im Gegensatz zu diesen wusste er jedoch sofort, worum es sich handelte. Es war ein Kelch aus purem Gold, an der Außenseite mit Edelsteinen verziert und von atemberaubender Schönheit. Der Kelch stammte aus der Zeit Kaiser Justinians. Neunhundertsechzehn Jahre zuvor war er als einer von zwei Kelchen angefertigt worden, die sich nur durch die Anordnung und den Schliff ihrer Edelsteine voneinander unterschieden. Einer davon war im Besitz der byzantinischen Kaiser verblieben, während der zweite im Jahr 537 nach Christus zusammen mit anderen Schätzen beim Wiederaufbau der Hagia Sophia in einer verborgenen Kammer im Fundament der Kirche eingemauert worden war.

Der Kelch im Palast, mit dem der Kaiser wohlvertraut war, hatte im Lauf der Jahrhunderte etwas von seinem blendenden Glanz eingebüßt, doch dieser hier strahlte so herrlich, als sei er erst gestern gefertigt worden.

Zunächst hatte niemand Theodoras Geschichte Glauben geschenkt, und man war sicher, dass sie den Kelch einem ihrer reichen Gönner gestohlen haben musste. Viele wussten von der

verborgenen Kammer unter der Kirche, doch kaum einer vermochte zu sagen, wo genau sie zu finden war. Zudem lag sie unzugänglich unter Grundsteinen, die so groß und schwer waren wie die der Cheopspyramide. Es galt gemeinhin als unmöglich, ohne großen bautechnischen Aufwand in sie hineinzugelangen.

Vor vier Tagen hatte der Kaiser jedoch befohlen, die kostbaren Schätze der Stadt zu bergen, damit sie im Fall der Eroberung Konstantinopels nicht dem Feind in die Hände fielen. Was natürlich eine reine Verzweiflungstat war, denn der Kaiser wusste nur zu gut, dass die Türken alle Wege hinaus aus der Stadt abgeschnitten hatten und er unmöglich mit den Schätzen würde fliehen können.

Erst nach drei Tagen ununterbrochener Plackerei war es dreißig Mann gelungen, sich in die verborgene Kammer vorzuarbeiten. In der Mitte des Raums hatte ein schwerer, steinerner Sarkophag gestanden, verschlossen mit zwölf dicken Bandeisen. Sie durchzusägen hatte fast einen weiteren Tag gedauert. Schließlich konnten fünf Männer unter strenger Aufsicht zahlreicher Wachen den Deckel abheben.

Was die Anwesenden jedoch mehr erstaunte als der Anblick der seit tausend Jahren verschlossenen Reliquien und Schätze, war das halbe Bündel Trauben, das obenauf thronte.

Theodora hatte zu Protokoll gegeben, fünf Tage zuvor Trauben im Sarkophag hinterlassen zu haben, von denen alle bis auf sieben gegessen waren.

Die Arbeiter verglichen den Inhalt des Sarkophags mit der Liste der Gegenstände, die auf einer Kupferplatte im Inneren des Sargdeckels eingeprägt war. Einzig der Kelch fehlte. Hätte

Theodora den Kelch nicht bereits präsentiert und seine Herkunft bezeugt, hätten alle Anwesenden mit ihrem Leben für den Verlust bezahlt, und wenn sie noch so sehr beschworen hätten, dass Kammer und Sarkophag bei ihrer Ankunft intakt gewesen seien.

»Wie bist du an diesen Kelch gekommen?«, fragte der Kaiser sie.

Theodora zitterte noch stärker als zuvor. Offenbar erfüllten sie ihre Zauberkräfte nicht mit Selbstvertrauen. Mit angstgeweiteten Augen starrte sie den Kaiser an. »Diese Orte ... sind für mich ...« Sie stammelte und schien um das passende Wort zu ringen. »... *offen*.«

»Beweise es mir. Hole etwas aus einem verschlossenen Behälter.«

Entsetzt schüttelte sie den Kopf und sah Sphrantzes Hilfe suchend an.

»Sie behauptet, dass sie ihre magischen Kräfte nur an einem bestimmten Ort entfalten kann, den sie jedoch nicht verraten darf. Und falls ihr jemand dorthin folgen sollte, wäre der Zauber für immer gebrochen.«

Theodora nickte bekräftigend.

Der Kaiser schnaubte verächtlich. »Eine wie die hätte man in Spanien längst auf dem Scheiterhaufen verbrannt.«

Theodora sank zu Boden und kauerte sich zusammen wie ein Kind.

»Weißt du, wie man jemanden tötet?«, hakte der Kaiser nach.

Unfähig zu sprechen, hockte sie bloß zitternd da, und Sphrantzes musste ihr gut zureden, bis sie schließlich bejahte.

»Gut«, sagte der Kaiser. »Prüfe sie.«

Sphrantzes führte Theodora eine lange Treppe hinab. Auf jedem Absatz flackerten Fackeln, unter denen jeweils zwei Wachen postiert waren. Der schwache Lichtschein wurde von ihren Rüstungen reflektiert und tanzte in unruhigen Mustern über die Wände.

Schließlich erreichten sie ein dunkles Kellerverlies, in dem das Eis für die Kühlung des Palasts im Sommer aufbewahrt wurde. Theodora zog den Umhang fester um sich.

Doch im Moment lagerte hier kein Eis. Stattdessen hockte ein Gefangener unter einer Fackel in der Ecke, seiner Kleidung nach zu urteilen ein anatolischer Offizier. Wie ein zorniger Wolf startete er Theodora und Sphrantzes durch die Gitterstäbe an.

»Siehst du diesen Mann?«, fragte Sphrantzes.

Sie nickte.

Er reichte ihr einen Sack aus Lammfell. »Du kannst jetzt gehen. Wir erwarten dich bis zum Morgengrauen mit seinem Kopf zurück.«

Theodora zog einen Krummsäbel heraus, der im Fackelschein wie eine silberne Mondsichel schimmerte, und gab ihn Sphrantzes zurück. »Den brauche ich nicht.«

Anschließend stieg sie lautlos die Treppe hinauf. Jedes Mal, wenn sie kurz im Licht der Fackeln auftauchte, schien sie eine neue Gestalt anzunehmen – die einer Frau oder die einer Katze –, bis sie schließlich außer Sicht war.

Sphrantzes wandte sich an eine der Wachen. »Holt Verstärkung«, sagte er und deutete auf den Gefangenen. »Lasst ihn keine Sekunde aus den Augen.«

Nachdem die Wache gegangen war, winkte er aus der Dun-

kelheit einen Mann zu sich heran, der in eine schwarze Mönchskutte gehüllt war. »Halte Abstand«, sagte Sphrantzes. »Besser, du verlierst sie aus den Augen, als dass sie dich bemerkt.«

Der Mönch nickte und ging genauso lautlos wie zuvor Theodora die Treppe hinauf.

Konstantin XI. schlief in dieser Nacht nicht besser als in all den anderen Nächten seit Beginn der Belagerung. Sobald er einschlief, schreckten ihn die Erschütterungen durch den Beschuss des Feindes wieder auf. Noch vor Sonnenaufgang ging er in seine Bibliothek, wo Sphrantzes ihn bereits erwartete. Die Hexe hatte er schon wieder vergessen. Im Unterschied zu seinem Vater Manuel II. und seinem älteren Bruder Johannes VIII. war er ein praktisch denkender Mensch und wusste, dass diejenigen, die ihr Heil in Wundern suchten, allzu oft nur ihr eigenes frühzeitiges Ende heraufbeschworen.

Sphrantzes winkte in Richtung Tür, und Theodora schlich herein. Die Hand, in der sie den Lammfellsack hielt, zitterte. Sofort erkannte der Kaiser, dass er seine Zeit verschwendet hatte. Der Sack war weder ausgebeult noch sickerte Blut aus ihm. Ein abgeschlagener Kopf befand sich sicher nicht darin. Doch Sphrantzes' Gesicht verriet keinerlei Enttäuschung. Er wirkte eher verstört, wie ein Schlafwandler.

»Sie bringt nicht das, was wir von ihr wollten, oder?«, fragte Konstantin.

Wortlos nahm Sphrantzes Theodora den Sack aus der Hand, legte ihn vor dem Kaiser auf den Tisch und öffnete ihn. Er starrte seinen Herrscher an wie einen Geist. »Nein, Majestät, aber beinahe.«

Konstantin XI. warf einen Blick in den Sack, in dem etwas Gräuliches, Schwammiges lag, das wie alter Ziegentalg aussah. Sphrantzes reichte ihm den Kandelaber.

»Es ist das Gehirn des Anatoliers.«

»Sie hat ihm den Schädel gespalten?« Konstantin sah Theodora an, die sich wie ein ängstliches Mäuschen in ihrem Umhang verbarg.

»Nein, der Körper des Gefangenen war äußerlich unversehrt. Ich habe ihn von zwanzig Mann bewachen lassen, immer fünf gleichzeitig, und auch die Wachen an der Tür waren besonders aufmerksam, keine Mücke wäre da hineingekommen.« Sphrantzes zuckte zusammen, als fürchtete er sich vor seinen Erinnerungen.

Der Kaiser bedeutete ihm mit einem Nicken, er solle fortgehen.

»Zwei Stunden nachdem sie gegangen war, wand sich der Gefangene plötzlich und fiel tot um. Unter den Zeugen waren ein griechischer Arzt und Veteranen aus vielen Schlachten, doch nie hatten sie jemanden so sterben sehen. Eine Stunde später kam sie zurück und zeigte ihnen den Sack. Daraufhin öffnete der griechische Arzt den Schädel des Toten. Das Gehirn fehlte.«

Konstantin sah sich den Inhalt des Beutels genauer an. Ein Gehirn, zweifellos, vollständig und ohne erkennbare Schäden. Das empfindliche Organ schien mit großer Sorgfalt entfernt worden zu sein. Der Kaiser betrachtete Theodoras Hände und stellte sich vor, wie sie die schlanken Finger nach einem Pilz im Gras ausstreckte oder eine Blüte von einem Zweig pflückte ...

Er hob den Blick von dem Beutel und starrte die Wand an,

als sähe er dahinter etwas am Horizont aufsteigen. Schon wieder erbebte der Palast unter der Wucht eines Treffers, doch zum ersten Mal spürte der Kaiser nicht die Erschütterung.

Wenn es tatsächlich Wunder gibt, dann ist ihre Zeit jetzt gekommen.

Konstantinopel befand sich in einer verzweifelten Lage, aber es bestand noch kein Grund, die Hoffnung aufzugeben. In den fünf Wochen voller blutiger Gefechte hatte auch der Feind große Verluste hinnehmen müssen. Mancherorts türmten sich die Leichen türkischer Soldaten haushoch, und die Angreifer waren ebenso erschöpft wie die Verteidiger. Vor wenigen Tagen hatte eine tapfere Flotte Genueser die Blockade am Bosphorus durchbrochen, war ins Goldene Horn vorgedrungen und hatte die belagerte Stadt mit wertvollen Vorräten und Hilfsmitteln versorgt. Alle glaubten, dass sie nur die Vorhut einer größeren Armee waren, die das christliche Abendland zu ihrer Unterstützung schickte.

Im Heerlager der Osmanen herrschte Kriegsmüdigkeit, und von den Kommandeuren hätten viele gern das byzantinische Waffenstillstandsangebot angenommen und den Rückzug angetreten. Dass sie weiter ausharrten, lag nur an einer Person.

Jener Mann, der fließend Latein sprach, in den Künsten und der Wissenschaft bewandert und noch dazu ein versierter Krieger war, hatte ohne mit der Wimper zu zucken seinen eigenen Bruder in einer Badewanne ertränkt, um sich den Thron zu sichern. Und er hatte vor den Augen seiner Truppen ein schönes Sklavenmädchen enthaupten lassen, um zu demonstrieren, dass er sich nicht von Fleischeslust ablenken ließ. Dieser Mann war die Achse, um die sich die riesige, brutale osmanische

Kriegsmaschinerie drehte. Wenn er nicht mehr war, würde ihre Einheit auseinanderbrechen.

Vielleicht ist ja wirklich ein Wunder möglich.

»Warum willst du das tun?«, fragte Konstantin XI., den Blick noch immer fest auf die Wand gerichtet.

»Ich möchte eine Heilige werden.« Theodora hatte offenbar nur auf diese Frage gewartet.

Konstantin nickte. Das schien ein glaubwürdiger Grund zu sein. Mit Geld oder Kostbarkeiten konnte man diese Frau nicht reizen. Da kein Schloss zu kompliziert und kein Gewölbe tief genug war, um sie aufzuhalten, konnte sie sich einfach nehmen, was sie wollte. Doch natürlich würde es einer Prostituierten gefallen, eine Heilige zu sein.

»Bist du eine Nachfahrin der Kreuzritter?«

»Ja, Euer Majestät«, erwiderte sie und fügte vorsorglich hinzu: »Aber keiner aus meiner Familie hat am Vierten Kreuzzug teilgenommen.«

Der Kaiser legte Theodora eine Hand auf den Kopf, und sie sank langsam auf die Knie.

»Geh, mein Kind. Wenn du Mehmed II. tötetest, wirst du Konstantinopels Erlöserin sein und bis in alle Ewigkeit verehrt werden, als Heilige in einer Heiligen Stadt.«

Als der Abend dämmerte, ging Sphrantzes mit Theodora zur Stadtmauer und führte sie zum St.-Romanus-Tor hinaus. Der Sand unmittelbar vor der Befestigungsanlage war schwarz vom Blut der Gefallenen. Überall lagen Leichen verstreut, als wären sie vom Himmel herabgeregnet. In einiger Entfernung trieb der weiße Rauch aus den gerade abgefeuerten Riesenkanonen über

das Schlachtfeld. Er war das Einzige, was dort lebendig wirkte. Dahinter erstreckte sich das Lager der Osmanen, so weit das Auge reichte, ein dichter Wald aus Flaggen, die unter dem bleifarbenen Himmel in der feuchten Meeresbrise flatterten.

In der anderen Richtung lagen die osmanischen Kriegsschiffe. Von Weitem sahen sie aus wie schwarze Eisennägel, die dicht an dicht ins blaue Meer genagelt den Seezugang bewachten.

Theodora schloss vor diesem Anblick die Augen. *Das ist mein Schlachtfeld und mein Krieg.* Erinnerungen an die Legenden ihrer Kindheit und die unzähligen Geschichten ihres Vaters über ihre Vorfahren tauchten vor ihr auf: In Europa, auf der anderen Seite des Meeres, hatte sich auf ein Dorf in der Provence eines Tages eine Wolke herabgesenkt. Ein Heer von Kindern marschierte aus der Wolke heraus, mit roten Kreuzen auf der Rüstung und angeführt von einem Engel. Ihr Urahn, der aus diesem Dorf stammte, folgte ihrem Ruf und wurde ein Streiter für Gott im Heiligen Land. Schnell stieg er zu einem Tempelritter auf. Später kam er nach Konstantinopel, wo er sich in eine schöne Frau verliebte, die ebenfalls eine Heilige Kriegerin war. Aus ihrer beider Liebe, so Theodoras Vater, sei ihre glorreiche Familie hervorgegangen ...

Erst als Erwachsene erfuhr sie die Wahrheit. Im Grunde stimmte die Geschichte. Ihr Urahn hatte tatsächlich am Kinderkreuzzug teilgenommen, jedoch vor allem, weil er hoffte, nach den Verheerungen der Pest seinen hungrigen Magen füllen zu können. Das Schiff, auf dem er gefahren war, hatte in Ägypten angelegt, wo er zusammen mit Zehntausenden von Kindern als Sklave verkauft wurde. Nach vielen Jahren der Knechtschaft gelang ihm die Flucht, die ihn bis nach Kon-

stantinopel führte, wo er tatsächlich einen weiblichen Tempelritter traf. Sie war um einiges älter als er, doch ihr Schicksal war nicht besser als seines. Das Byzantinische Reich hatte im Kampf gegen die Ungläubigen auf die besten Krieger der Christenheit gehofft. Stattdessen war jedoch eine Armee halb verhungertes Frauen zu ihnen gekommen. Der Hof von Byzanz verweigerte diesen zweifelhaften Heiligen Kriegerinnen die Unterstützung, und die Frauen mussten sich in der Folge als Prostituierte durchschlagen. Darunter auch Theodoras Urgroßmutter ...

Über hundert Jahre lang war ihre glorreiche Familie so arm gewesen, dass sie kaum überleben konnte. Die Generation ihres Vaters war noch schlechter dran als die ihres Urgroßvaters. Die hungrige Theodora musste sich mit dem gleichen Beruf über Wasser halten wie einst ihre selige Urahnin, doch als ihr Vater davon erfuhr, drohte er sie umzubringen, sollte er sie noch einmal dabei erwischen ... es sei denn, sie bringe ihre Kunden mit nach Hause, wo dann er den Preis verhandeln und das Geld einstecken könne. Verbittert kehrte sie ihm danach den Rücken und ging auf eigene Faust ihrer Tätigkeit nach. Die Geschäfte liefen gut und führten sie bis nach Jerusalem und Trapezunt und einmal sogar mit dem Schiff bis nach Venedig. Sie hatte genug zu essen und kleidete sich gut, doch sie wusste, dass sie nur ein kleines Sumpfgewächs im Morast war, über das die Menschen hinwegtrampelten.

Bis eines Tages ein Wunder geschah.

Anders als die angebliche Jungfrau Johanna von Orléans, die zwanzig Jahre zuvor von Gott nur ein Schwert erhalten hatte, um für ihn zu kämpfen, hatte der Herr sie mit etwas ausgestat-

tet, das sie zur heiligsten Frau nach der Jungfrau Maria machen würde.

»Sieh, dort liegt das Lager Mehmeds II.«

Theodora warf nur einen kurzen Blick in die Richtung und nickte.

Sphrantzes gab ihr einen Beutel aus Ziegenleder. »Hier sind drei Bilder, die ihn von verschiedenen Seiten und unterschiedlich gekleidet zeigen. Außerdem ein Messer. Diesmal wollen wir nicht nur sein Gehirn, sondern den ganzen Kopf. Am besten wartest du bis zum Einbruch der Dunkelheit. Vorher wird er nicht in seinem Lager sein.«

Theodora nahm den Beutel. »Ich hoffe, dass Ihr Euch an meine Warnung erinnert.«

»Keine Sorge.«

Folgt mir nicht. Betretet nicht den Ort, zu dem ich gehen muss. Sonst wird der Zauber auf immer unwirksam sein.

Der als Mönch verkleidete Spion, den Sphrantzes auf sie angesetzt hatte, war ihr vorsichtig und trotz ihrer absichtlich verschlungenen Wege bis in die Vorstadt Blachernae gefolgt, wo die Bombardierung durch die Osmanen am heftigsten war.

Er hatte beobachtet, wie sie die Ruinen eines Minarets betraten, das einmal zu einer Moschee gehört hatte. Als Konstantin die Zerstörung der Moscheen angeordnet hatte, war dieser Turm verschont geblieben. Seitdem während der letzten Epidemie ein paar Pestkranke in dem Bauwerk untergeschlüpft und gestorben waren, wollte ihm niemand zu nahe kommen. Kurz nach Beginn der Belagerung hatte ein verirrter Kanonenschuss die obere Hälfte des Minarets weggerissen.

Der Spion hatte sich an Sphrantzes' Weisung gehalten und

das Minarett nicht betreten. Doch er hatte mit zwei Soldaten gesprochen, die vor dem verheerenden Treffer in dem Gebäude gewesen waren. Die erklärten ihm, dass sie ursprünglich einen Wachposten auf dem Turm hätten einrichten wollen, doch er sei zu niedrig und damit als Ausguck ungeeignet. Das Innere sei abgesehen von den Skeletten der dort verendeten Pestkranken völlig leer gewesen.

Diesmal schickte Sphrantzes ihr niemand nach. Er sah Theodora hinterher, wie sie sich ihren Weg durch die Soldaten bahnte, die sich auf der Stadtmauer drängten. Mit ihrem hellen Umhang stach sie zwischen den schmutzigen, blutverkrusteten Rüstungen der Soldaten heraus. Doch keiner der erschöpften Männer beachtete sie, während sie in zunehmender Dunkelheit von der Mauer hinabstieg und offensichtlich direkt nach Blachernae ging.

Konstantin XI. starrte auf den trocknenden Wasserfleck auf dem Boden, der ihm wie ein Sinnbild für seine schwindende Hoffnung erschien.

Er stammte von einem Dutzend Spione, die in der vergangenen Woche in den roten Uniformen der Osmanischen Armee und mit Turbanen auf den Köpfen in einem winzigen Segelboot die Blockade durchbrochen hatten. Sie hatten den Auftrag gehabt, die angeblich herannahende europäische Flotte in Empfang zu nehmen und mit den nötigen Informationen über das feindliche Lager zu versorgen. Doch das Ägäische Meer war leer geblieben, und sie hatten nicht mal einen Schatten von den erwarteten Rettern zu Gesicht bekommen. Enttäuscht waren die Spione wieder umgekehrt und hatten sich erneut durch die

Blockade gemogelt, um dem Kaiser die erschütternde Nachricht zu überbringen. Damit war Konstantins Hoffnung auf Unterstützung aus Europa endgültig zunichtegemacht worden. Nachdem die heilige Stadt dem Ansturm der Muslime viele Jahrhunderte lang getrotzt hatte, waren die Fürsten und Könige der Christenheit nun übereingekommen, Konstantinopel den Ungläubigen zu überlassen.

Von außerhalb des Palasts drangen angsterfüllte Rufe an sein Ohr. Die Wachen berichteten von einer Mondfinsternis. Das war ein böses Omen, denn es hieß: Solange der Mond scheint, wird Konstantinopel nicht untergehen.

Durch eine schmale Fensterscharte beobachtete der Kaiser, wie der Mond im Schatten verschwand wie in einem himmlischen Grab. Eine innere Stimme sagte ihm, dass Theodora nicht zurückkehren würde und er den abgeschlagenen Kopf des Feindes niemals zu Gesicht bekommen sollte.

Ein Tag und eine Nacht verstrichen ohne ein Lebenszeichen von Theodora.

Sphrantzes und seine Leute zügelten vor dem Minarett in Blachernae die Pferde und stiegen ab. Sie trauten ihren Augen nicht: Im kalten weißen Schein des aufsteigenden Monds ragte die Spitze des Minaretts vollkommen unversehrt in den Nachthimmel. Der als Mönch verkleidete Spion schwor, dass dem Turm bei seinem letzten Besuch die Spitze noch gefehlt habe. Zahlreiche weitere Soldaten und Offiziere, die mit der Gegend vertraut waren, bestätigten dies.

Doch Sphrantzes war nicht zu überzeugen und starrte den Mann wütend an, sicher, dass er trotz all der Zeugen log.

Schließlich ließ das intakte Minarett selbst keinen anderen Schluss zu. Er verzichtete jedoch darauf, den Späher zu bestrafen. Da die Stadt sicher bald fiel, würde ohnehin niemand dem Zorn des Eroberers entkommen.

Einer der Soldaten wusste genau, dass die Spitze des Minarets nicht von einem Kanoneneinschlag zerstört worden war. Rund zwei Wochen zuvor hatte er mit eigenen Augen gesehen, dass die obere Hälfte des Turms fehlte, doch weder hatte es am Vorabend Angriffe gegeben, noch fanden sich in der Nähe des Bauwerks Trümmer. Zwei weitere Soldaten hätten das bezeugen können, wenn sie nicht mittlerweile in der Schlacht gefallen wären. Doch angesichts von Sphrantzes' schlechter Laune behielt der Mann diese Information für sich.

Sphrantzes und sein Gefolge, darunter auch der vermeintlich verlorene Späher, betraten das Minarett. Als Erstes stießen sie auf die Überreste der Pesttoten, die streunende Hunde überall in der Ruine verteilt hatten. Doch nirgends fanden sie eine Spur von lebenden Menschen.

Sie stiegen die Treppe hinauf. Im flackernden Licht ihrer Fackeln entdeckten sie Theodora, die zusammengekauert unter einem Fenster hockte. Sie schien zu schlafen, doch ihre Augen waren nur halb geschlossen und spiegelten den Schein der Fackeln wider. Ihre Kleider waren zerrissen und schmutzig und ihr Haar wirr. Das Gesicht war von blutigen Kratzern verunziert, die sie sich offenbar selbst zugefügt hatte. Sphrantzes sah sich um. In diesem oberen, kegelförmigen Teil des Minarets war alles von einer dicken, nur von wenigen Fußspuren durchbrochenen Staubschicht bedeckt, gerade so, als wäre auch Theodora eben erst angekommen.

Sie erwachte und zog sich mit tastenden Händen an der Wand hoch. Im Mondlicht, das durch das Fenster hereinfiel, schimmerte ihr wirres Haar wie ein silbriger Heiligenschein. Mit starrem Blick versuchte sie angestrengt, zu sich zu kommen, doch dann schloss sie die Augen wieder, als wollte sie weiter in einem Traum verweilen.

»Was wird das hier?«, herrschte Sphrantzes sie an.

»Herr, ich ... ich kann *dort* nicht hingehen.«

»Wohin?«

Sie hielt die Augen geschlossen, als wollte sie ihre Erinnerungen nicht loslassen, wie ein Kind, das sein Spielzeug umklammert hält. »Groß ist es dort, gut und angenehm. Hier dagegen ...« Sie riss die Augen auf und blickte sich erschrocken um. »Hier ist es wie in einem Sarg, auch draußen ... ist es eng wie in einem Sarg. Ich möchte so gern *dorthin!*«

»Und was ist mit deinem Auftrag?«, fragte Sphrantzes.

»Wartet noch, Herr.« Theodora bekreuzigte sich. »Wartet!«

Sphrantzes deutete zum Fenster hinaus. »Worauf sollen wir denn noch warten?«

Von draußen wogte der Lärm zu ihnen herein. Wer genau hinhörte, konnte zwei Geräuschquellen unterscheiden.

Eine lag außerhalb der Stadtmauern. Mehmed II. hatte beschlossen, am kommenden Tag den finalen Angriff gegen die Stadt zu befehlen. In diesem Moment ritt der junge Sultan gerade durch das osmanische Heerlager und versprach seinen Soldaten, dass es ihm persönlich nur um Konstantinopel gehe – sämtliche Schätze und Frauen der Stadt sollten dagegen ihnen gehören. Nach dem Fall der Stadt würden sie drei Tage haben, um sie nach Belieben zu plündern. Die Soldaten johlten bei

den Worten des Sultans, und ihre Freudenschreie wurden von Pauken und Trompeten untermalt. Dieser fröhliche Lärm legte sich zusammen mit den Funken und dem Rauch ihrer Lagerfeuer wie eine todbringende Wolke über Konstantinopel.

Die Töne, die aus der Stadt drangen, klangen dagegen traurig. Sämtliche Einwohner waren einer Prozession unter der Leitung des Erzbischofs gefolgt und versammelten sich nun in der Hagia Sophia zu einer letzten Messe. Das hatte es in der Geschichte der Christenheit noch nie gegeben, und es würde auch einmalig bleiben: Unter dem Klang feierlicher Hymnen versammelten sich im schummrigen Licht der Kerzen der Kaiser von Byzanz, der Patriarch von Konstantinopel, orthodoxe und römisch-katholische Christen, Soldaten in voller Rüstung, Händler und Seefahrer aus Genua und Venedig und sämtliche Bevölkerungsschichten Konstantinopels vor Gott, um sich auf die letzte Schlacht ihres Lebens vorzubereiten.

Sphrantzes wusste, dass sein Plan gescheitert war. Vielleicht war Theodora nichts weiter als eine geschickte Lügnerin, die über keinerlei magische Kräfte verfügte. Viel schlimmer wäre es jedoch, wenn sie tatsächlich über magische Kräfte verfügte und sie in den Dienst Mehmeds II. gestellt hatte.

Was hatte Byzanz, das am Rande des Ruins stand, ihr schon zu bieten? Dass der Kaiser sie tatsächlich zu einer Heiligen machen würde, war unwahrscheinlich, denn weder Rom noch Konstantinopel würden einer Hexe und Hure diese Ehre zuteilwerden lassen. Vermutlich hatte sie es mittlerweile auf zwei neue Opfer abgesehen: den Kaiser und ihn selbst.

Genau wie zuvor Urban. Der ungarische Ingenieur hatte zuerst den Kaiser aufgesucht und ihm seine Pläne für den Bau

besonders schlagkräftiger Kanonen unterbreitet. Doch Konstantin XI. hatte nicht genug Geld für seine Dienste, und erst recht hatte er es sich nicht leisten können, die riesigen Kanonen zu gießen. Sofort war Urban mit seinem Vorschlag zu Mehmed II. gegangen. Die täglichen Bombardements der Stadt waren ein stetes Zeugnis dieses Verrats.

Sphrantzes gab dem Späher einen Wink, woraufhin dieser sein Schwert zog und Theodora in die Brust stieß. Die Klinge durchbohrte ihren Körper und blieb hinter ihr in einer Mauerspalte stecken. Vergeblich versuchte der Mann, die Waffe wieder herauszuziehen, doch sie bewegte sich keinen Millimeter. Da Theodoras Hände das Heft des Schwerts umklammert hielten und er sie nicht berühren wollte, gab er es schließlich auf, und Sphrantzes eilte mit seinen Männern davon.

Theodora hatte indes keinen Laut von sich gegeben. Während ihr Kopf auf die Brust sank, glitt ihr wirres Haar aus dem Mondlichtstrahl heraus, und der silberne Heiligenschein verschwand in der Dunkelheit. Stattdessen beleuchtete der Mond im finsternen Minarett nun ein kleines Stück Wand, über die ein feiner Blutstrom wie eine schwarze Schlange hinabmäanderte.

Kurz vor der großen Schlacht verstummte der Lärm innerhalb und außerhalb der Stadt. Das Byzantinische Reich an der Grenze zwischen Europa und Asien, wo Land und Meer aufeinandertrafen, erlebte seine letzte Morgendämmerung.

Im Obergeschoss des Minaretts starb die mit einem Schwert an die Wand gespießte Hexe. Gut möglich, dass sie die einzige echte Magierin in der Geschichte der Menschheit gewesen war, doch leider war zehn Stunden zuvor das ohnehin kurze Zeitalter der irdischen Magie zu Ende gegangen. Begonnen hatte es

am 3. Mai 1453, um vier Uhr nachmittags, als das Fragment höherer Dimension zum ersten Mal mit der Erde in Berührung gekommen war, und geendet hatte es am Abend des 28. Mai 1453 um 21 Uhr, als es die Erde wieder verließ. Nach fünfundzwanzig Tagen und fünf Stunden war die Erde in ihren gewöhnlichen Orbit zurückgekehrt.

Am Abend des 29. Mai fiel Konstantinopel.

Als die blutige Schlacht sich ihrem unausweichlichen Ende näherte, schrie Konstantin XI. angesichts der osmanischen Truppen, die über die Stadt herfielen: »So wird sich denn kein Christ finden, der mir den Kopf abschlägt?« Dann riss er sich die purpurfarbene Robe vom Leib, zog sein Schwert und ritt gegen den Feind an. Seine silberne Rüstung leuchtete kurz auf wie ein Stück Aluminiumfolie im Schwefelsäurebad, bevor er im Nichts verschwand.

Die historische Bedeutung des Falls von Konstantinopel zeigte sich erst viele Jahre später. Zuallererst sah man darin das endgültige Ende des Römischen Reichs. Byzanz war ein Wagenanhänger, den das alte Rom noch tausend Jahre hinter sich hergezogen hatte und der trotz seiner vorübergehenden Glorie am Ende in der Sonne verdunstete wie ein Wassertropfen. Die alten Römer hatten einst zu ihrer Zeit pfeifend und trällernd in ihren luxuriösen Bädern gesessen und geglaubt, ihr Reich wäre so beständig wie der Marmor der großzügigen Becken, in denen sie sich treiben ließen.

Heute weiß man, dass kein Festmahl ewig währt. Alles ist endlich.

Jahr 1 der Krise

Faktor »Leben«

Yang Dong wollte sich retten, doch sie wusste, dass es wenig Hoffnung gab.

Sie stand auf dem Balkon im obersten Stockwerk des Kontrollzentrums und sah auf den bereits stillgelegten Teilchenbeschleuniger hinunter. Aus dieser Höhe konnte sie gerade so die ganze Anlage mit ihren zwanzig Kilometern Umfang überblicken. Die Röhre des Beschleunigers war nicht, wie sonst üblich, als Untergrundtunnel angelegt worden, sondern überirdisch in einer Pipeline aus Beton. Eben ging die Sonne hinter der ringförmigen Konstruktion unter. Der Anblick hatte etwas Endgültiges.

Ein Endpunkt ist erreicht. Welcher? Hoffentlich markiert er nicht mehr als das Ende der Physik.

Früher war für Yang Dong eines gewiss gewesen: Mochten das Leben und die Welt noch so hässlich sein, an ihren mikroskopischen und makroskopischen Ausläufern war alles harmonisch und perfekt. Das tägliche Leben war nur der Schaum auf dem Meer der Vollkommenheit. Doch nun offenbarte sich ihr das tägliche Leben als eine schöne Muschel, die furchtbar

chaotische und hässliche Mikrowelten einschloss und von scheußlichen Makrowelten umgeben war.

Ich habe Angst.

Wenn sie nur aufhören könnte, sich über derlei Dinge den Kopf zu zerbrechen. Sie könnte ja auch etwas anderes machen als Physik. Sie könnte heiraten, Kinder bekommen und ein friedliches, zufriedenes Leben führen wie so viele andere Frauen. Allerdings wäre ein solches Leben für Yang Dong nur ein halbes Leben.

Und dann war da noch die Sache mit ihrer Mutter, Ye Wenjie. Rein zufällig hatte sie auf dem Computer ihrer Mutter auf mehreren Ebenen verschlüsselte Nachrichten entdeckt, was Yang Dongs erstauntes Interesse geweckt hatte.

Wie viele ältere Leute war ihre Mutter mit dem Internet und den Speichermechanismen ihres Computers nicht besonders vertraut. Daher hatte sie die Nachrichten einfach nur gelöscht, statt sie digital zu schreddern. Ihr war nicht bewusst, dass die Daten trotz der Neuformatierung der Festplatte leicht wieder abrufbar waren. Zum ersten Mal im Leben hinterging Yang Dong ihre Mutter und stellte die Dateien aus den gelöschten Nachrichten wieder her. Die Informationen waren so umfangreich, dass sie mehrere Tage brauchte, um sie zu lesen. In diesen Tagen erfuhr sie alles über Trisolaris und das Geheimnis, das Ye Wenjie und die Außerirdischen teilten.

Yang Dong war fassungslos. Die Mutter, auf die sie sich ihr ganzes Leben lang verlassen hatte, war plötzlich eine Fremde, mehr noch: ein Mensch, wie er nach ihrer Vorstellung auf der Welt gar nicht existieren konnte. Sie zur Rede zu stellen war undenkbar. Ausgeschlossen. Sobald sie sie danach fragte, würde

ihre Mutter für immer zu einer Fremden werden, und die Frau, die sie großgezogen hatte, wäre unwiederbringlich verloren. Lieber der Mutter ihr Geheimnis lassen, so tun, als ob nichts geschehen wäre, und weiterleben wie bisher. Auch wenn es natürlich bloß noch ein halbes Leben sein würde.

Aber was war so schlecht daran, ein halbes Leben zu leben? Soweit sie es beurteilen konnte, taten das viele um sie herum. Solange man sich anzupassen wusste und Erinnerungen verdrängte, konnte man mit einem halben Leben ganz zufrieden, sogar glücklich sein.

Doch mit dem Ende der Physik und dem Geheimnis ihrer Mutter hatte Yang Dong gleich zwei halbe Leben verloren und damit zusammengenommen ein ganzes. Was blieb ihr jetzt noch?

Yang Dong lehnte sich über die Brüstung und starrte in den Abgrund unter ihr, verängstigt und verlockt zugleich. Als sie spürte, wie das Geländer unter ihrem Gewicht leicht nachgab, zuckte sie zusammen wie von einem elektrischen Schlag getroffen und kehrte verängstigt in die Computerhalle zurück.

Dort standen die Terminals für den gigantischen Hauptrechner, der die vom Teilchenbeschleuniger erzeugten Daten auswertete. Vor ein paar Tagen waren sämtliche Terminals heruntergefahren worden. Jetzt waren ein paar wenige eingeschaltet, was Yang Dong als tröstlich empfand, selbst wenn es eindeutig nichts mehr mit dem Teilchenbeschleuniger zu tun hatte. Der gigantische Rechner wurde jetzt für andere Projekte verwendet.

Nur noch ein weiterer Mensch befand sich im Raum, ein junger Mann, der eine Brille mit einem auffälligen, leuchtend

grünen Gestell trug. Yang Dong erklärte ihm, dass sie nur ein paar persönliche Gegenstände abholen wolle. Doch als sie ihren Namen nannte, erhob sich Grünbrille aufgeregt von seinem Platz und begann, ihr das aktuelle Projekt am Großrechner zu erläutern.

Es ging um ein mathematisches Modell der Erde, mit dem die Entwicklungsgeschichte der Planetenoberfläche von der Vergangenheit bis in die Zukunft simuliert werden sollte. Anders als bei vergleichbaren Studien zuvor wurden in diesem Modell die Daten biologischer, geologischer, astronomischer, atmosphärischer und ozeanischer Elemente miteinander kombiniert. Grünbrille lenkte ihre Aufmerksamkeit auf ein paar großformatige Bildschirme, auf denen anstelle der üblichen langen Zahlenreihen und Kurvendiagramme grellbunte Bilder zu sehen waren, bei denen es sich offenbar um Satellitenaufnahmen der Ozeane und Kontinente handelte. Der junge Mann vergrößerte die Bilder so lange per Mausclick, bis sie Flüsse und Wälder erkennen konnte. Yang Dong war, als wehte ein Hauch von Natur durch diesen Ort, der bisher von abstrakten Zahlen und Theorien dominiert worden war. Sie fühlte sich wie befreit.

Als Grünbrille seinen Vortrag beendet hatte, holte sie ihre Sachen, verabschiedete sich höflich und wandte sich zum Gehen. Sie spürte seine Blicke im Rücken, doch das war sie von Männern gewohnt, und es störte sie nicht. Stattdessen erschienen ihr diese Blicke wie angenehm wärmende Sonnenstrahlen im Winter.

Plötzlich hatte sie das Bedürfnis, mit jemandem zu reden, und so blieb sie stehen und drehte sich zu Grünbrille um. »Glauben Sie an Gott?«

Ihre eigene Frage überraschte sie, aber vor dem Hintergrund der Bilder, die sie eben betrachtet hatten, kam sie ihr nicht unangemessen vor.

Grünbrille war nicht minder verduzt. Mit offenem Mund starrte er sie an, und es dauerte einen Moment, bis er vorsichtig nachhakte: »An was für eine Art *Gott* denken Sie dabei?«

»Na, eben Gott.« Schon fühlte sie sich wieder erschöpft. Sie hatte keine Lust, etwas zu erklären.

»Nein.«

Yang Dong deutete auf die großen Monitore. »Aber die physikalischen Parameter, die menschliches Leben ermöglichen, sind extrem unbarmherzig. Nehmen Sie zum Beispiel Wasser, das sich nur in einem sehr kleinen Temperaturbereich verflüssigt. Oder das Universum insgesamt: Wäre der Urknall nur an einer klitzekleinen Stelle anders verlaufen, gäbe es keine schweren Elemente und damit kein Leben. Ist das kein Beweis für *Intelligent Design*?«

Grünbrille schüttelte den Kopf. »Mit dem Urknall kenne ich mich nicht gut genug aus, doch was die Erdatmosphäre betrifft, muss ich widersprechen. Die Erde hat das Leben hervorgebracht, aber das Leben hat auch die Erde verändert. Unsere gegenwärtigen Umweltbedingungen sind das Ergebnis dieser Interaktion.« Er griff zur Maus und öffnete eine Datei. »Wie wär's mit einer Simulation?«

Auf dem Monitor erschien eine Konfigurationsschnittstelle, ein Fenster voller Zahlenkolonnen, bei deren Anblick einem schwindlig werden konnte. Er klickte in die obere Ecke, und die Ziffern verschwanden. »Sehen wir uns jetzt mal an, wie sich die Erde entwickelt hätte, wenn ich den Faktor ›Leben‹ deakti-

viere. Ich reduziere die Pixel in der Darstellung, damit wir nicht zu viel Zeit mit ihrer Berechnung verlieren.«

Yang Dong warf einen Blick auf den Großrechner, der jetzt mit voller Kapazität lief, ein unglaublicher Energiefresser, der so viel Strom verbrauchte wie eine Kleinstadt. Doch sie sagte Grünbrille nicht, er solle aufhören.

Vor ihren Augen entstand ein neuer Planet. Seine Oberfläche war noch rot glühend wie ein Stück Kohle, das man gerade aus dem Feuer geholt hatte. Die Zeit verstrich in geologischen Epochen, und die heiße Kugel kühlte allmählich ab. Das zeitlupeartige Wechselspiel der Farben und Linien auf ihrer Oberfläche wirkte hypnotisierend. Wenige Minuten später zeigte der Monitor einen orangefarbenen Planeten. Die Simulation war abgeschlossen.

»Die Berechnungen sind sehr grob. Für präzisere bräuchten wir mehr als einen Monat.« Grünbrille vergrößerte die Planetenoberfläche und fuhr mit dem Cursor über die Darstellung. Ausgedehnte Wüstenflächen, eine Gruppe hoher Berge mit seltsamen Formen, eine runde Aushöhlung wie ein Krater.

»Was ist das?«, fragte Yang Dong.

»Die Erde. So würde ihre Oberfläche heute aussehen, wenn es kein Leben gäbe.«

»Aber ... wo sind die Meere?«

»Es gibt keine Meere. Auch keine Flüsse. Die gesamte Erdoberfläche ist trocken.«

»Wollen Sie damit sagen, dass es ohne Leben auf der Erde kein Wasser geben würde?«

»Vermutlich wäre die Wirklichkeit noch schlimmer. Das ist, wie gesagt, nur eine grobe Simulation. Aber zumindest zeigt sie,

wie viel Einfluss das Leben auf den gegenwärtigen Zustand der Erde hat.«

»Aber ...«

»Glauben Sie etwa, das Leben wäre nur eine dünne, weiche und zerbrechliche Schicht auf der Erdoberfläche?«

»Stimmt das denn nicht?«

»Nur, wenn Sie den Zeitfaktor außer Acht lassen. Stellen Sie sich eine Ameisenkolonne vor, die ununterbrochen reiskorngroße Stücke des Tai Shan abtransportiert. Binnen einer Milliarde Jahre würde sie den Berg vollständig abtragen. Solange man dem Leben genügend Zeit lässt, ist es stärker als Stein und Metall und mächtiger als Taifune und Vulkane.«

»Aber die Entstehung von Bergen hängt von geologischen Kräften ab!«

»Nicht unbedingt. Das Leben mag vielleicht nicht in der Lage sein, Berge entstehen zu lassen, aber es kann die Verteilung von Gebirgen verändern. Wenn wir zum Beispiel drei Berge haben, von denen nur zwei mit Vegetation bedeckt sind, dann würde sich der ohne Vegetation durch die Bodenerosion bald verflachen. Mit ›bald‹ meine ich im Verlauf von ein paar Millionen Jahren, was geologisch gesehen nur ein Wimpernschlag ist.«

»Wie sind dann die Meere verschwunden?«

»Dazu müssten wir uns die Aufzeichnungen der Simulation ansehen, das wäre ziemlich aufwendig. Wir können aber davon ausgehen, dass Pflanzen, Tiere und Bakterien eine wichtige Rolle für den gegenwärtigen Zustand unserer Atmosphäre spielen. Ohne Leben wäre sie vollkommen anders und möglicherweise nicht in der Lage, die Erdoberfläche gegen Solarwinde

und UV-Strahlen zu schützen. Ergo würden die Ozeane verdunsten, und schon bald sähe es auf der Erde aus wie auf der Venus. Der Wasserdampf würde im Laufe der Zeit ins Universum entweichen. Nach wenigen Milliarden Jahren wäre die Erde staubtrocken.«

Yang Dong starrte schweigend auf die Darstellung der ausgetrockneten orangefarbenen Kugel.

»Daher ist die Erde, auf der wir im Moment leben, eine Heimat, die sich das Leben selbst geschaffen hat. Mit einem Gott hat das nichts zu tun.« Offenbar sehr zufrieden mit seiner Rede machte Grünbrille eine Geste, als wollte er den Monitor umarmen.

Eigentlich war Yang Dong gerade nicht in der Stimmung für derartige Gespräche, doch als Grünbrille bei der Konfiguration das Leben deaktiviert hatte, war ihr plötzlich etwas eingefallen. Und so stellte sie die nächste furchterregende Frage: »Wie sieht es mit dem Universum aus?«

»Dem Universum?«

»Wenn wir ein ähnliches mathematisches Simulationsmodell für das gesamte Universum erstellen und den Faktor Leben aus der Konfiguration herausnehmen würden, wie sähe dann am Ende das Universum aus?«

Grünbrille überlegte kurz. »Es würde genauso aussehen. Als ich eben vom Einfluss des Lebens auf die Umwelt sprach, habe ich mich ausschließlich auf die Erde bezogen. Insgesamt gibt es jedoch so wenig Leben, dass es so gut wie keinen Einfluss auf die Entwicklung des Universums hat.«

Yang Dong wollte etwas sagen, überlegte es sich dann aber anders. Stattdessen rang sie sich ein anerkennendes Lächeln ab

und verabschiedete sich ein zweites Mal. Draußen vor dem Gebäude hob sie den Kopf und blickte in den Sternenhimmel.

Aus den geheimen Dokumenten ihrer Mutter wusste sie, dass das Leben gar nicht so selten war. Genau genommen schien das Universum sogar ziemlich überfüllt zu sein.

Wie sehr ist es seit seinem Anbeginn also vom Leben verändert worden?

Die Frage ließ Yang Dong erschauern.

Nun gab es kein Halten mehr. Sie bemühte sich zwar, nicht mehr weiter nachzudenken und ihren Geist in ein schwarzes Nichts aufzulösen, doch in ihrem Bewusstsein war bereits eine neue Frage aufgetaucht, die sich nicht mehr vertreiben ließ:

Was, wenn die Natur gar nicht natürlichen Ursprungs ist?

Jahr 4 der Krise

Yun Tianming

Bevor der Arzt nach seiner üblichen Krankenvsichte das Zimmer wieder verließ, drückte er Yun Tianming noch eine Zeitung in die Hand. Da er nun schon eine ganze Weile im Krankenhaus sei, solle er doch wissen, was in der Welt draußen so vor sich gehe. Da Yun Tianming einen Fernseher im Zimmer hatte, fragte er sich verwundert, worauf der Arzt hinauswollte.

Sein erster Eindruck beim Lesen der Zeitung war, dass Trisolaris und die Erde-Trisolaris-Organisation ETO die Nachrichten nicht mehr so sehr beherrschten wie vor seiner Einlieferung. Immerhin gab es ein paar Artikel, die nichts mit der Krise zu tun hatten. Die Menschheit erwies sich wieder einmal als pragmatisch und befasste sich mehr mit den drängenden Fragen der Gegenwart als mit Ereignissen, die erst in vierhundert Jahren eine Rolle spielen würden.

Das wunderte ihn gar nicht. Er versuchte, sich daran zu erinnern, was vor vierhundert Jahren gewesen war ... Damals hatten in China die Ming-Kaiser geherrscht, und Nurhaci musste gerade die Dynastie begründet haben, mit der die

Mandschus den Ming bald darauf die Macht entrissen. In Europa ging das Finstere Mittelalter zu Ende. Bis zur Erfindung der Dampfmaschine sollte es noch ein Jahrhundert dauern, und auf die Elektrizität musste die Menschheit noch drei Jahrhunderte warten. Wäre damals einer auf die Idee gekommen, sich Gedanken über das Leben in vierhundert Jahren zu machen, man hätte ihn ausgelacht. Sich über die Zukunft zu sorgen war genauso lächerlich, wie ständig die vermeintlich guten alten Zeiten heraufzubeschwören.

Und er persönlich musste sich angesichts seines körperlichen Zustands nicht einmal mehr über das kommende Jahr Gedanken machen.

Eine der kleineren Schlagzeilen auf der Titelseite erregte allerdings seine Aufmerksamkeit:

Sondersitzung des Dritten Ständigen Ausschusses der Nationalversammlung verabschiedet Sterbehilfegesetz

Yun Tianming war verwirrt. Die Sondersitzung des Ständigen Ausschusses war wegen der Trisolaris-Krise zusammengetreten. Dieses Gesetz schien damit jedoch wenig zu tun zu haben.

War das die Nachricht, auf die mich Dr. Zhang aufmerksam machen wollte?

Ein Hustenanfall zwang ihn dazu, die Zeitung beiseitezulegen, und er versank in einen unruhigen Schlaf.

Am darauffolgenden Tag brachte auch das Fernsehen Berichte und Interviews zum neuen Sterbehilfegesetz, doch das öffentliche Interesse schien nicht sehr groß zu sein.

In dieser Nacht fand Yun Tianming kaum Schlaf. Er hustete

und litt unter Atemnot. Ihm war übel von der Chemotherapie, und er fühlte sich geschwächt. Sein Bett Nachbar setzte sich zu ihm und hielt ihm den Beatmungsschlauch. Er hieß mit Nachnamen Li, und jeder nannte ihn nur »Lao Li« – den *alten* Li. Nachdem er sich mit einem Blick vergewissert hatte, dass die anderen beiden Patienten im Krankenzimmer fest schliefen, sagte er: »Yun Tianming, hör mal, ich werde wohl früher gehen.«

»Du wirst entlassen?«

»Nein. Der sanfte Tod.«

Auch später noch würden die Menschen das Wort Sterbehilfe vermeiden, wenn sie sich an dieses Gesetz erinnerten.

Yun Tianming richtete sich auf. »Aber warum denkst du an so etwas? Deine Kinder kümmern sich doch vorbildlich um dich ...«

»Genau deshalb habe ich mich dazu entschlossen. Wenn das noch lange so weitergeht, müssen sie meiner wegen ihre Wohnungen verkaufen. Und wozu? Es gibt ja doch keine Heilung für mich. Ich muss an meine Kinder und Enkel denken.«

Lao Li schien bewusst zu werden, wie unsensibel es war, mit ihm über dieses Thema zu reden. Er tätschelte Yun Tianming sanft den Arm, stand auf und kehrte in sein Bett zurück.

Während er auf die tanzenden Schatten starrte, die die schwankenden Bäume auf die Gardinen zeichneten, schlief Yun Tianming endlich ein. Zum ersten Mal seit dem Ausbruch seiner Krankheit hatte er einen friedlichen Traum.

Er saß auf einem kleinen weißen Origami-Boot und trieb ohne Ruder über ruhiges Wasser. Der Himmel war grau und verhangen. Ein kühler Nieselregen fiel, doch anscheinend nicht

bis zur Wasseroberfläche, die glatt wie ein Spiegel blieb. Der Himmel und das ebenso graue Wasser verschmolzen miteinander. Es gab weder einen Horizont noch irgendein Ufer ...

Als er am Morgen erwachte, wunderte sich Yun Tianming, wie sicher er in seinem Traum gewesen war, dass es an diesem Ort ewig nieselte, dass die Wasseroberfläche immer glatt und der Himmel stets grau und verhangen sein würden.

Das Krankenhauspersonal bereitete sich darauf vor, die Prozedur durchzuführen, um die Lao Li gebeten hatte. Nach einigem Hin und Her hatten sich die Medien auf den Begriff »durchführen« geeinigt. »Vollziehen« war eindeutig unangemessen, und »ausführen« klang ebenfalls nicht richtig. »Vollenden« wiederum unterstellte, dass der Tod unausweichlich wäre, was so nicht ganz stimmte.

Dr. Zhang fragte Yun Tianming, ob er sich zutraue, der »Durchführung« von Lao Lis sanftem Tod beizuwohnen. Da dies der erste Fall von Sterbehilfe in der Stadt sei, beeilte er sich zu erklären, bitte man Vertreter verschiedener Interessengruppen hinzu, darunter auch einen Patienten. Das sei alles.

Zwar war Yun Tianming davon überzeugt, dass es dem Arzt durchaus noch um etwas anderes ging. Aber da Dr. Zhang ihn bislang vorzüglich betreut hatte, sagte er dennoch zu.

Erst später fiel ihm auf, dass ihm Zhangs Gesicht und Name irgendwie vertraut vorkamen. Hatte er ihn etwa schon vor der Einweisung ins Krankenhaus gekannt? Ihm fiel nicht ein, woher. Dass er sich zuvor noch keine Gedanken darüber gemacht hatte, lag wohl daran, dass es in ihren bisherigen Gesprächen nur um seine Behandlung gegangen war. Während sie ihrem

Beruf nachgingen, sprachen und agierten Ärzte anders als in ihrem Privatleben.

Keiner von Lao Lis Angehörigen kam zu der Prozedur hinzu. Er hatte ihnen seine Entscheidung verschwiegen und darum gebeten, dass nicht das Krankenhaus seine Familie anschließend über seinen »sanften Tod« informierte, sondern das Bürgeramt der Stadt. Das neue Gesetz ließ das zu.

Stattdessen tauchten zahlreiche Reporter auf, die jedoch auf Abstand gehalten wurden. Ein Raum in der Notaufnahme war zum Sterbezimmer bestimmt worden. Eine der Wände bestand aus einem Einwegspiegel, durch den man von der anderen Seite aus die Vorgänge im Raum verfolgen konnte, ohne vom Patienten gesehen zu werden.

Yun Tianming zwängte sich durch die Gruppe der Beobachter nach vorne. Als er das Innere des Sterbezimmers erblickte, überkamen ihn Angst und Ekel. Am liebsten hätte er sich übergeben.

Man hatte einige Mühe auf die Dekoration des Zimmers verwendet. Hübsche neue Gardinen zierte die Fenster, Vasen mit frischen Schnittblumen standen herum, und die Wände waren mit unzähligen rosafarbenen Herzen geschmückt. Doch der gut gemeinte Versuch, der Prozedur einen menschlichen Anstrich zu geben, hatte genau den gegenteiligen Effekt. Der Raum wirkte, als hätte sich jemand bemüht, eine Gruft in ein Brautgemach zu verwandeln. Dadurch wirkte die Fratze des furchtbaren Todes nur umso grotesker.

Lao Li lag auf einem Bett in der Mitte des Zimmers. Er schien gefasst und friedlich. Auf einmal wurde Yun Tianming bewusst, dass sie sich gar nicht richtig voneinander verabschie-

det hatten, und ihm wurde schwer ums Herz. Im Raum befanden sich noch zwei Notare, die sich um den rechtlichen Teil der Prozedur kümmerten. Nachdem Lao Li die Papiere unterschrieben hatte, verließen sie das Zimmer.

Ein anderer Mann ging hinein und erklärte Lao Li den Ablauf. Er trug zwar einen weißen Kittel, doch es blieb unklar, ob er wirklich Arzt war. Zunächst deutete er auf den großen Bildschirm am Fußende des Betts und fragte Lao Li, ob er alles gut lesen könne. Als Lao Li nickte, bat er ihn, mit der Maus neben dem Bett versuchsweise die Schaltflächen auf dem Bildschirm anzuklicken. Gleichzeitig erklärte er, dass es auch andere Eingabemöglichkeiten gebe, falls das zu schwierig sei. Lao Li bewegte die Maus und versicherte, dass er gut damit umgehen könne.

Yun Tianming musste daran denken, wie Lao Li ihm einmal erzählt hatte, dass er noch nie einen Computer benutzt habe. Wenn er Geld abheben oder überweisen musste, hatte er sich vor dem Bankschalter angestellt. Wahrscheinlich hatte er noch nie zuvor eine Maus bedient.

Der Mann im weißen Kittel erklärte, dass auf dem Bildschirm eine Frage auftauchen würde – und zwar fünf Mal hintereinander. Unter der Frage würden jeweils sechs Schaltflächen erscheinen, durchnummeriert von null bis fünf. Wollte Lao Li sie bestätigen, musste er die passende Schaltfläche anklicken, die bei jeder Wiederholung der Frage nach dem Zufallsprinzip eine andere sein würde. Wollte er die Frage hingegen verneinen, dann musste er nur auf Null klicken, und der Prozess würde automatisch gestoppt werden. Einen »Ja«- oder »Nein«-Schalter würde es nicht geben.

Das Prozedere sei absichtlich derart kompliziert gestaltet worden, so der Mann weiter, damit der Patient nicht einfach immer denselben Schalter anklickte, ohne jedes Mal neu über seine Antwort nachzudenken.

Eine Krankenschwester trat ein. Sie hatte eine Infusionsnadel dabei und legte einen Zugang in Lao Lis linkem Arm. Der Schlauch, der von der Nadel abging, verlief zu einer automatischen Injektionsvorrichtung, die ungefähr so groß wie ein Notebook war. Der Mann im weißen Kittel zog ein versiegeltes Päckchen hervor, von dem er mehrere Schichten Schutzfilm abwickelte, bis eine gläserne Phiole zum Vorschein kam. Die gelbliche Flüssigkeit darin füllte er vorsichtig in die Injektionsvorrichtung. Dann verließ er mit der Krankenschwester das Zimmer.

Lao Li blieb allein zurück.

Die Prozedur für den sanften Tod begann. Auf dem Monitor erschien eine Frage, die parallel von einer freundlichen Frauenstimme vorgelesen wurde:

Möchten Sie Ihr Leben beenden? Für Ja wählen Sie die »3«, für Nein wählen Sie die »0«.

Lao Li klickte die »3« an.

Möchten Sie Ihr Leben beenden? Für Ja wählen Sie die »5«, für Nein wählen Sie die »0«.

Lao Li klickte die »5« an. Die Frage wurde noch zwei Mal wiederholt.

Möchten Sie Ihr Leben beenden? Dies ist die letzte Frage.
Für Ja wählen Sie die »4«, für Nein wählen Sie die »0«.

Yun Tianming wurde derart schwindelig vor Trauer, dass er das Gefühl hatte, ohnmächtig zu werden. Nicht einmal beim Tod seiner eigenen Mutter hatte er solchen Kummer empfunden. Er wollte schreien, den Einwegspiegel zertrümmern und die freundliche Frauenstimme ersticken. *Wähle »0«, Lao Li, wähle »0«!*

Aber Lao Li klickte auf die »4«.

Lautlos begann die Injektion. Yun Tianming sah, wie die gelbliche Flüssigkeit in der Phiole weniger wurde und schließlich verschwand. Lao Li blieb währenddessen vollkommen reglos. Er schloss die Augen und schlief ein.

Als sich die Menge hinter dem Spiegel auflöste, blieb Yun Tianming, wo er war, und hielt beide Hände gegen die Glasscheibe gepresst. Seine Augen waren weit aufgerissen, aber nicht auf den leblosen Körper gerichtet. Er sah gar nichts.

»Er hatte keine Schmerzen.« Dr. Zhangs Stimme war so leise wie das Summen einer Mücke. Yun Tianming spürte eine Hand auf seiner linken Schulter. »Die Injektion besteht aus einer hohen Dosis Barbiturate, einem Muskelentspannungsmittel und Kaliumchlorid. Die Barbiturate wirken zuerst und versetzen den Patienten in Tiefschlaf, das Muskelentspannungsmittel stoppt die Atmung, und das Kaliumchlorid führt zum Herzstillstand. Das Ganze dauert nicht länger als zwanzig bis dreißig Sekunden.«

Dr. Zhang ließ die Hand noch einen Moment auf seiner

Schulter liegen, bevor er sie schließlich wegzog. Yun Tianming hörte, wie sich seine Schritte entfernten, drehte sich aber nicht nach ihm um.

Da endlich wurde ihm bewusst, woher er Dr. Zhang kannte. »Dr. Zhang!«, rief er ihm nach.

Die Schritte hielten inne.

Yun Tianming drehte sich immer noch nicht zu ihm um. »Sie kennen meine Schwester, nicht wahr?«

Eine Weile herrschte Schweigen. »Ja«, kam dann die Antwort. »Wir sind zusammen zur Schule gegangen. Ich erinnere mich daran, dass ich Sie als kleinen Jungen ab und zu gesehen habe.«

Mit mechanischen Schritten verließ Yun Tianming das Hauptgebäude des Krankenhauses. Jetzt wusste er, was gespielt wurde. Dr. Zhang handelte im Auftrag seiner Schwester. Und die wollte ihn gern tot sehen. *Nein. Sie möchte, dass ich »sanft entschlafe«.*

Ihre gemeinsame Kindheit hatte er als sehr glücklich und unbeschwert in Erinnerung, doch als Erwachsene hatten er und seine Schwester sich auseinandergelebt. Es hatte zwar nie einen offenen Konflikt oder Kränkungen zwischen ihnen gegeben. Aber sie waren einander völlig fremd geworden und gingen beide davon aus, dass der andere sie verachtete.

Seine Schwester war gerissen, aber nicht unbedingt klug, und sie hatte einen Mann geheiratet, der ihr glich. Sie waren beide beruflich nicht sonderlich erfolgreich und konnten sich selbst jetzt, da die Kinder erwachsen waren, kein eigenes Zuhause leisten. Da es bei den Eltern seines Schwagers keinen Platz für sie gab, lebten sie im Haus von Yun Tianmings Vater.

Yun Tianming wiederum war ein Einzelgänger und hatte es

beruflich und privat auch nicht weiter gebracht als seine Schwester. Er hatte stets allein in den Firmenwohnheimen seiner jeweiligen Arbeitgeber gelebt und die Betreuung des altersschwachen Vaters komplett seiner Schwester überlassen.

Jetzt begriff er, was sie im Sinn hatte. Seine Versicherung reichte zur Deckung seiner Krankenhauskosten nicht aus, und je länger er in Behandlung blieb, desto höher wurde die Rechnung. Sein Vater kam mit seinen Ersparnissen, die er nie angetastet hatte, dafür auf, um seine Schwester und ihre Familie beim Kauf einer Wohnung zu unterstützen. Aus Sicht seiner Schwester gab der Vater das Geld, das eigentlich ihr zustand, für Yun Tianmings Behandlung aus. Noch dazu wurde es für Therapien verschwendet, die seinen Zustand höchstens für eine Weile stabilisierten, aber keine Heilung bringen konnten. Sollte er sich für den sanften Tod entscheiden, käme sie an ihr Erbe, und sein Leiden hätte ein Ende.

Wie in seinem Traum war der Himmel von Wolken verhangen. Beim Anblick dieser grauen Endlosigkeit stieß Yun Tianming einen tiefen Seufzer aus.

Na gut, wenn du möchtest, dass ich sterbe, dann sterbe ich eben.

Ihm kam *Das Urteil* von Franz Kafka in den Sinn, in dem ein Vater seinen Sohn verflucht und ihm sagt, er solle doch sterben. Der Sohn stimmt zu, so selbstverständlich, als habe man ihm gesagt, er solle den Müll runterbringen oder die Tür zumachen, geht aus dem Haus, rennt durch die Straßen bis zur Brücke und springt über das Geländer in den Tod. Später erzählte Kafka seinem Biografen, er habe beim letzten Satz »an eine starke Ejakulation« gedacht.

Jetzt verstand er Kafka, diesen Mann, der vor über hundert

Jahren mit Hut und Aktentasche stumm durch die schwach beleuchteten Straßen Prags gelaufen war – ein Mann, so einsam und exzentrisch wie er selbst.

Zurück im Krankenhaus erwartete ihn ein Besucher, sein alter Kommilitone Hu Wen.

Echte Freundschaften hatte Yun Tianming an der Uni nie geschlossen. Hu Wen kam der Vorstellung von einem Freund noch am nächsten. Anders als Yun Tianming war er der Typ Mensch, der mit jedem gut klarkam und jeden kannte. Yun Tianming gehörte sicher nur zum äußersten Kreis seiner zahlreichen Bekanntschaften. Nach dem Examen hatten sie sich nie wiedergesehen.

Hu Wen hatte keine Blumen oder Ähnliches mitgebracht, dafür aber einen Karton voller Getränkedosens.

Nach einer kurzen, etwas verlegenen Begrüßung überraschte Hu Wen ihn mit einer Frage: »Erinnerst du dich noch an unseren Ausflug zu Beginn unserer Studienzeit? Das war das erste Mal, dass wir alle zusammen etwas unternommen haben.«

Natürlich erinnerte sich Yun Tianming. Damals hatte Cheng Xin zum ersten Mal neben ihm gesessen und sich mit ihm unterhalten. Hätte sie nicht die Initiative ergriffen, dann hätte er wahrscheinlich die ganzen vier Jahre an der Uni nie den Mut aufgebracht, sie anzusprechen. Bei jenem Ausflug hatte er etwas abseits von den anderen gesessen und auf die weite Oberfläche des Miyun-Wasserreservoirs hinausgeblickt, als sie sich zu ihm setzte und ein Gespräch anfang.

Währenddessen schleuderte sie immer wieder Kieselsteine ins Wasser. In ihrer Unterhaltung war es um die üblichen

Studententhemen gegangen, aber Yun Tianming konnte sich immer noch an jedes Wort erinnern. Später hatte sie ein kleines Origami-Boot aus weißem Papier gefaltet und es aufs Wasser gesetzt, wo die Brise es langsam davontrieb, bis es nur noch ein winziger weißer Punkt war ... Das war der schönste Tag seiner Studienzeit gewesen. In Wirklichkeit war der Tag gar nicht so strahlend schön gewesen. Es nieselte, die Oberfläche des Reservoirs kräuselte sich im Wind, und die Kieselsteine fühlten sich nass und kalt an. Doch seit diesem Tag liebte er nassgraue Tage, den Geruch nach feuchter Erde und kalten Kieseln. Und manchmal faltete er kleine Papierschiffchen, die er auf seinen Nachttisch stellte.

Plötzlich fiel ihm sein Traum ein. Ob die ferne, horizontlose Nieselregenwelt seines Traums wohl auf dieser Erinnerung basierte?

Doch Hu Wen wollte über etwas anderes sprechen, was später an diesem Tag geschehen war und für Yun Tianming keinen großen Erinnerungswert hatte. Nur dank Hu Wens Schilderungen konnte er sich die damaligen Ereignisse wieder ins Gedächtnis rufen. Einige von Cheng Xins Freundinnen waren vorbeigekommen und hatten sie ins Schlepptau genommen. Daraufhin hatte sich Hu Wen neben ihn gesetzt.

Bilde dir bloß nichts darauf ein. Die ist zu jedem nett.

Als ob Yun Tianming das nicht selbst gewusst hätte. Doch damit war das Thema auch schon wieder erledigt, denn Hu Wen starrte überrascht auf die Mineralwasserflasche in Yun Tianmings Hand. *Was trinkst du denn da?*

Das Wasser in der Flasche war grünlich, und irgendwelches Zeug schwamm darin herum. *Ach, ich habe ein paar Kräuter*

zerdrückt und ins Wasser gemischt. Das ist total gesund. Yun Tianming war so gut aufgelegt, dass er für seine Verhältnisse richtig viel redete. *Vielleicht gründe ich irgendwann eine Firma, die das vermarktet. Wird bestimmt ein Hit.*

Schmeckt wahrscheinlich scheußlich.

So? Schmeckt Alkohol etwa gut? Oder Zigaretten? Wahrscheinlich hat dir beim ersten Schluck auch Cola nicht sonderlich gefallen. So ist das mit allem, was süchtig macht.

»Dieses Gespräch hat mein Leben verändert, weißt du das?«, sagte Hu Wen. Er öffnete den Karton, den er mitgebracht hatte, und nahm eine Dose heraus. Sie war dunkelgrün, mit einem Bild von einem weiten Grasland. Das Getränk hieß *Grüner Sturm*. Hu Wen zog die Lasche ab und reichte es Yun Tianming.

Er probierte. Aromatisch, ein bisschen bitter, betörend. Er schloss die Augen und sah das Ufer des Reservoirs im Nieselregen vor sich, und Cheng Xin, die neben ihm saß ...

»Das ist eine Sonderedition. Die reguläre Marke schmeckt süßer«, sagte Hu Wen.

»Und das verkauft sich gut?«

»Das verkauft sich super! Das einzige Problem sind die Herstellungskosten. Man denkt, Kräuter kosten nichts, aber das täuscht. Unterhalb von bestimmten Stückzahlen sind sie teurer als irgendwelches Obst oder Nüsse. Damit es nicht gesundheitsschädlich ist, muss alles entgiftet und gut verarbeitet werden. Das ist nicht ganz einfach. Aber der Markt sieht gut aus. Ich habe eine Menge Investoren an der Hand und schon das erste Übernahmeangebot, von *Huiyuan*. Das sind die mit den Säften, weißt du? Aber die können mich mal.«

Yun Tianming starrte ihn entgeistert an. Hu Wen hatte einen

Abschluss in Raumfahrttechnik. Jetzt war er Getränkefabrikant. Einer, der einfach machte, ohne lange zu überlegen, und damit Erfolg hatte. Solchen Typen gehörte die Welt. Menschen wie er dagegen konnten nur dabei zusehen, wie das Leben an ihnen vorbeizog und sie allein zurückblieben.

»Ich schulde dir was«, sagte Hu Wen. Er drückte ihm drei Kreditkarten und einen Zettel in die Hand. Dann sah er sich kurz um und raunte ihm ins Ohr: »Auf den Konten liegen drei Millionen Yuan. Das Passwort steht auf dem Zettel.«

»Aber ich habe nie ein Patent angemeldet«, sagte Yun Tianming.

»Es war deine Idee. Ohne dich gäbe es kein *Grüner Sturm*. Wenn es für dich okay ist, dann sind wir damit quitt. Rechtlich jedenfalls. Als Freund bleibe ich weiter in deiner Schuld.«

»Du schuldest mir gar nichts, weder rechtlich noch sonst wie.«

»Nimm es einfach an. Ich weiß, dass du das Geld gebrauchen kannst.«

Yun Tianming schwieg. Für ihn war das eine astronomische Summe, aber er machte sich keine Illusionen. Geld würde ihn nicht heilen.

Dennoch keimte nun neue Hoffnung in ihm. Als Hu Wen gegangen war, bat er um eine Unterredung mit einem Arzt, allerdings ausdrücklich nicht mit Dr. Zhang. Mit einiger Mühe gelang es ihm, stattdessen einen Termin beim Vizedirektor des Krankenhauses zu bekommen, einem landesweit bekannten Krebsforscher. »Angenommen, Geld würde keine Rolle spielen, gäbe es dann Hoffnung für mich?«

Der ältere Herr rief seine Patientenakte auf dem Bildschirm

auf und studierte sie. Nach einer Weile schüttelte er den Kopf. »Der Krebs hat bereits von der Lunge aus im ganzen Körper gestreut. Operieren bringt nichts. Ihnen bleiben bloß Chemotherapie und Bestrahlungen, die üblichen Methoden eben. Geld ist nicht das Problem. Hören Sie, junger Mann, kennen Sie das Sprichwort: »Ein Arzt heilt nur die heilbaren Krankheiten, und Buddha rettet nur die Gläubigen.«?

Yun Tianmings Enthusiasmus verflog. Noch am selben Nachmittag stellte er einen Antrag auf den »sanften Tod« und überreichte das ausgefüllte Formular dem für ihn zuständigen Arzt Dr. Zhang, der es augenscheinlich mit großer innerer Zerrissenheit annahm und dem Blick seines Patienten auswich. Er sagte nur, dass Yun Tianming nun auf die Chemotherapie verzichten könne, da es sinnlos sei, sich das weiter anzutun.

Nun blieb ihm nur noch zu überlegen, was er mit dem Geld machen sollte. Das einzig Richtige wäre wohl, es seinem Vater zu überlassen, der es dann an die Familie weitergeben konnte. Aber so käme es nur seiner Schwester zugute, und dieser Gedanke missfiel ihm. Immerhin würde er jetzt schon ihrem Wunsch entsprechen und sterben. Das musste genügen.

Er ging in sich, ob er selbst noch irgendwelche unerfüllten Wünsche hatte. Eine Weltreise auf einem Luxuskreuzer würde ihm gefallen, aber das wäre zu viel für seinen Körper, und ihm blieb auch keine Zeit mehr für so etwas. Schade. Es wäre schön gewesen, auf einem Liegestuhl in der Sonne zu faulenzen und aufs offene Meer hinauszublicken. Oder an einem verregneten Tag in einem fremden Hafen an Land zu gehen, sich an einen See zu setzen und Kieselsteine ins aufgewühlte Wasser zu schleudern ...

Wieder dachte er an Cheng Xin. Seit einiger Zeit dachte er ständig an sie.

Abends sah er die Nachrichten im Fernsehen.

Die zwölfte Sitzung des Planetenverteidigungsrats hat heute die Resolution 479 verabschiedet. Damit tritt das Projekt »Unsere Sterne« in Kraft. Es wird unverzüglich von einem Sonderkomitee umgesetzt, das sich aus Mitgliedern des Entwicklungsprogramms der UN, des UN-Komitees für Natürliche Ressourcen und der UNESCO zusammensetzt.

Die offizielle chinesische Webseite des Projekts wurde heute Vormittag freigeschaltet. Nach den Worten eines Sprechers im Pekinger Büro des UN-Entwicklungsprogramms können in China Unternehmen und Einzelpersonen Angebote abgeben, nicht jedoch gemeinnützige Organisationen ...

Yun Tianming stand auf und sagte der Krankenschwester, er wolle einen Spaziergang machen. Doch es war schon Schlafenszeit, und sie wollte ihn nicht gehen lassen. Also kehrte er in das dunkle Zimmer zurück, zog die Vorhänge zur Seite und öffnete das Fenster. Der Patient, der Lao Lis Bett übernommen hatte, grummelte.

Yun Tianming streckte den Kopf aus dem Fenster. Die Lichter der Stadt überstrahlten den Nachthimmel, doch hie und da blitzte es silbern auf. Jetzt wusste er, was er mit dem Geld anstellen wollte.

Er würde Cheng Xin einen Stern kaufen.

Projekt »Unsere Sterne«: Infantilismus zu Beginn der Krise

Auszug aus

Eine Vergangenheit außerhalb der Zeit

Vieles, was sich während der ersten zwanzig Jahre der Krise ereignete, blieb für die Menschen anderer Generationen unverständlich. Die Geschichtsschreibung fasst diese Ereignisse unter dem Stichwort »Infantilismus der Krisenzeit« zusammen. Es heißt, der Infantilismus sei eine Antwort auf die nie da gewesene Bedrohung der gesamten Menschheit gewesen. Das mag für einige Individuen zutreffen, doch damit lässt sich kein Massenphänomen erklären.

Die Trisolaris-Krise beeinflusste die Gesellschaft wesentlich stärker als gedacht. Um einen hoffentlich nicht allzu unpassenden Vergleich zu bemühen: Biologisch gesehen war das der Augenblick, in dem die Vorfahren der Säugetiere aus dem Meer an Land gestiegen sind. Biblisch betrachtet war es der Augenblick, als Adam und Eva aus dem Paradies verbannt wurden. Historisch und soziologisch betrachtet ... nun, da gibt es keine Analogien, nicht einmal unpassende. Nichts, was die Mensch-

heit zuvor erlebt hatte, ließ sich mit der Trisolaris-Krise vergleichen. Die Krise erschütterte die Grundfesten der menschlichen Zivilisation, von Kultur, Politik, Religion und Wirtschaft. Obwohl sie die Zivilisation ins Mark traf, wirkte sie sich zuerst an der Oberfläche aus. Die Wurzel des Infantilismus der Krise findet sich im Zusammenspiel dieser oberflächlichen Auswirkungen und der enormen Trägheit der menschlichen Zivilisation, die nun einmal unheilbar konservativ ist.

Typische Beispiele für den Infantilismus waren die Operation Wandschauer und das Projekt »Unsere Sterne«, beide von den Vereinten Nationen beschlossene, internationale Anstrengungen. Späteren Generationen erschienen diese Initiativen völlig unverständlich. Die Operation Wandschauer änderte den Lauf der Geschichte. Wir werden später darauf zurückkommen, auf welche Weise sie die gesamte Zivilisation beeinflusst hat. Das Projekt »Unsere Sterne« dagegen verschwand schon bald nach seinem Auftauchen wieder lautlos und geriet schnell in Vergessenheit.

»Unsere Sterne« verfolgte vor allem die Stärkung der Macht der Vereinten Nationen. Zudem war es eine Reaktion auf die zunehmende Popularität eskapistischer Ideen.

Durch die Trisolaris-Krise stand die gesamte Menschheit zum ersten Mal einem gemeinsamen Feind gegenüber, und es war nur natürlich, dass viele ihre Hoffnungen auf die UNO setzten. Selbst konservative Kräfte forderten, die UNO solle vollständig reformiert und mit größerer Macht und finanziellen Mitteln ausgestattet werden. Radikalere Kräfte und Idealisten träumten von einer Globalen Union, in der die UNO die ganze Welt regierte. Besonders kleinere Staaten unterstützten die Idee, den Status der UNO zu stärken, weil sie in der Krise eine ein-

malige Chance für mehr technische und wirtschaftliche Unterstützung sahen. Wie nicht anders zu erwarten, lehnten die Großmächte diese Forderungen entschieden ab. Sie investierten seit Beginn der Krise immense Summen in die Weltraumverteidigung. Für sie galt als ausgemacht, dass die Weltraumverteidigung die Basis für nationale Stärke und die Bedeutung als zukünftige globale Macht schuf. Und im Grunde hätten sie schon immer gern mehr in die umfassende Forschung auf diesem Gebiet investiert, dem standen nur die Verantwortung für die Nationalbevölkerung und die Auflagen durch internationale Abkommen im Weg. In dieser Hinsicht eröffnete die Trisolarkrise den Regierungschefs der Großmächte eine ähnliche Chance wie zuvor der Kalte Krieg John F. Kennedy – allerdings in ganz anderen Dimensionen. Obwohl die Großmächte ihre Anstrengungen nur ungern der Federführung der Vereinten Nationen unterstellten, sahen sie sich durch die lautstarken Rufe nach echter Globalisierung gezwungen, der UNO symbolische Aufgaben abzutreten, die sie finanziell kaum unterstützten. Zum globalen Planetenverteidigungssystem zum Beispiel steuerten die Großmächte nur bescheidene Mittel bei.

Eine Schlüsselfigur in der Geschichte der UNO in der frühen Zeit der Krise war UN-Generalsekretärin Isabella Sayi. Sie befand, die Zeit sei reif für eine Erneuerung der Organisation, und befürwortete ihre Aufwertung zu einer unabhängigen politischen Institution, statt weiterhin bloß als Kaffeekränzchen für Großmächte zu dienen. Als eigenständige Macht sollten die Vereinten Nationen den Aufbau des Planetenverteidigungssystems übernehmen. Dafür benötigten sie ausreichende finanzielle Mittel, doch wie sollten sie die bei der gegenwärtigen

gen Struktur der Organisation beschaffen? Das Projekt »Unsere Sterne« gehörte zu Isabella Sayis Versuchen, das Problem zu lösen. Unabhängig vom Ergebnis muss man sagen, dass sie damit großen politischen Weitblick bewies.

Die rechtliche Grundlage bildete der UN-Weltraumvertrag, der schon vor der Krise existierte. Der Weltraumvertrag wurde Schritt für Schritt nach dem Vorbild des Seerechtsabkommens und des Antarktisvertrags ausgehandelt. In der Zeit vor der Krise war der Weltraumvertrag jedoch auf den Raum innerhalb des Kuipergürtels beschränkt gewesen. Die Trisolaris-Krise zwang die Vereinten Nationen, ihren Horizont auszudehnen, doch solange die Menschheit noch nicht einmal so weit war, den Mars betreten zu können, blieb die Diskussion um alles außerhalb des Sonnensystems obsolet, zumindest bis zum Ablauf des Weltraumvertrags in fünfzig Jahren. Das Abkommen bot den Großmächten dennoch eine perfekte Bühne für ein bisschen Polittheater. Sie ergänzten es durch die Bestimmung, dass die Ausbeutung natürlicher Ressourcen außerhalb des Sonnensystems und jede damit verbundene wirtschaftliche Aktivität der UNO unterstellt waren. Das Addendum definierte genau, was als natürliche Ressource zu betrachten war, und schloss dabei natürliche Ressourcen aus, die gegebenenfalls bereits von nicht-menschlichen Zivilisationen genutzt wurden. Die erste rechtsverbindliche Definition des Begriffs »Zivilisation« war geschaffen. Das Dokument ging als »Gesetzesnovelle zur Krise« in die Geschichte ein.

Motiviert war das Projekt »Unsere Sterne« wie schon erwähnt vom aufkeimenden Eskapismus. Zu dieser Zeit war man sich der Konsequenzen des Eskapismus noch nicht vollständig be-

wusst und betrachtete ihn als ernst zu nehmende Alternative für die Menschheit. Damit gewannen fremde Sterne, besonders erdähnliche Sterne mit eigenen Planeten, in gewisser Weise großen Wert.

Nach der ersten Resolution zum Projekt »Unsere Sterne« ver steigerte die UNO die Rechte an ausgewählten Sternen und ihren Planeten. Als Bieter kamen Staaten, Unternehmen, Nichtregierungsorganisationen und Privatpersonen infrage, und die Erlöse der Auktionen sollten in die Forschung des Planetenverteidigungssystems der UNO investiert werden. Generalsekretärin Sayi sprach von einer »gewaltigen Anzahl Sterne«, von denen dreihunderttausend in hundert Lichtjahren Entfernung zum Sonnensystem lagen und über zehn Millionen höchstens tausend Lichtjahre entfernt waren. Laut einer konservativen Schätzung besaß mindestens ein Zehntel dieser Sterne eigene Planeten. Einen kleinen Teil davon über eine Auktion zu verkaufen beeinflusse das zukünftige Weltraumentwicklungsprogramm so gut wie gar nicht.

Diese ungewöhnliche UN-Resolution wurde leidenschaftlich diskutiert. Die ständigen Mitglieder des Planetenverteidigungsrats PDC sahen zwar keinen rechten Sinn darin, einigten sich aber darauf, dass in absehbarer Zukunft nicht mit nennenswerten negativen Auswirkungen zu rechnen wäre. Dagegen zu stimmen brächte in dem gegenwärtigen politischen Weltklima nur Ärger. Am Ende stand schließlich ein Kompromiss, und die Resolution beschränkte das Programm auf Sterne in bis zu hundert Lichtjahren Entfernung.

Das Projekt wurde, kaum beschlossen, auch schon wieder aufgegeben. Aus einem einfachen Grund: Niemand wollte die

Sterne kaufen. Nicht mehr als siebzehn Sterne wurden weltweit versteigert, keiner davon erzielte mehr als das Mindestgebot. Damit verdiente die UNO gerade einmal vierzig Millionen Dollar. Die Namen der Käufer blieben sämtlich unbekannt. Die Leute fragten sich, wer so viel Geld für einen Fetzen wertloses Papier ausgeben wollte, rechtsverbindlich hin oder her. Möglicherweise fanden die Käufer es cool, ein Stück der außerirdischen Welt ihr Eigen zu nennen, aber was nützte das, wenn man es nie berühren oder einen Fuß darauf setzen konnte? Die meisten der verkauften Sterne waren mit bloßem Auge nicht einmal zu erkennen.

Sayi betrachtete das Projekt dennoch nicht als gescheitert. Das Ergebnis liege im Rahmen ihrer Erwartungen, betonte sie, und »Unsere Sterne« sei schließlich ein großartiges Zukunftsmanifest der Vereinten Nationen.

Schnell geriet das Projekt in Vergessenheit. Es war ein Musterbeispiel für das irrationale Verhalten der Menschheit zu Beginn der Krise.

Jahr 4 der Krise

Yun Tianming

Auf der Webseite des »Unsere Sterne«-Projekts suchte er das für China zuständige Büro heraus und rief dort an. Anschließend wählte er Hu Wens Nummer, um ihn um Hilfe bei der Suche nach Informationen zu Cheng Xin zu bitten, ihrer Adresse, ihrer Personalausweisnummer und so weiter. Er war auf alle möglichen Kommentare Hu Wens gefasst, zynische, mitleidige, überraschte – aber nach einem kurzen Schweigen hörte er außer einem kleinen Seufzer nichts.

»In Ordnung«, sagte Hu Wen. »Aber sie ist wahrscheinlich gerade gar nicht in China.«

»Verrate ihr bloß nicht, dass ich es bin, der das wissen will.«

»Keine Sorge. Ich lass mir was einfallen.«

Schon am nächsten Tag schickte ihm Hu Wen alle nötigen Informationen per SMS, nur über Cheng Xins Arbeitsstelle wusste er nichts. Niemand wisse, wo sie hingegangen sei, nachdem sie im vergangenen Jahr das Forschungsinstitut für Luftfahrttechnik verlassen habe, erklärte Hu Wen. Yun Tianming fielen ihre beiden unterschiedlichen Postfachadressen auf, eine in Shanghai und eine in New York.

Am Nachmittag bat er Dr. Zhang, wegen einer dringenden Angelegenheit das Krankenhaus verlassen zu dürfen. Als Zhang darauf bestand, ihn zu begleiten, lehnte Yun Tianming dankend ab.

Er nahm ein Taxi zum Peking Büro der UNESCO. Seit Beginn der Krise waren die Institutionen der UNO in Peking immer weiter expandiert, und die UNESCO nahm inzwischen fast ein ganzes Bürogebäude außerhalb der Vierten Ringstraße ein. Im großflächigen Büro des Projekts »Unsere Sterne« sah sich Yun Tianming einer imposanten Sternkarte gegenüber, einem Geflecht aus silbernen Linien auf tiefschwarzem Grund. Erst auf den zweiten Blick erkannte er, dass es sich um eine hochauflösende Bildschirmdarstellung handelte, die per Mausklick vergrößert und durchsucht werden konnte. Sie nahm den ganzen Raum ein, in dem ihn eine adrette Empfangsdame empfing. Yun Tianming stellte sich vor, woraufhin sie freudig hinauslief und eine blonde Frau holte, die sich ihm als Direktorin der UNESCO Peking präsentierte, eine der Verantwortlichen des Projekts »Unsere Sterne« in der Asien-Pazifik-Region.

Die Direktorin reichte ihm die Hand: »Sie sind der erste Chinese, der sich für den Kauf eines Sterns interessiert. Das wäre genug Grund für eine offizielle Zeremonie in Anwesenheit der Medien, aber natürlich entsprechen wir Ihrem Wunsch nach Diskretion.« Man hörte ihrer Stimme deutlich an, wie enttäuscht sie über die verpasste Gelegenheit zu etwas mehr Publicity für das Projekt war.

Keine Sorge, so dämlich wie ich wird bestimmt kein zweiter Chinese sein.

Ein Mann mittleren Alters gesellte sich zu ihnen. Er trug ei-

nen eleganten Anzug und eine Brille. Die Direktorin stellte ihn vor: »Dr. He vom Forschungsteam der Pekinger Sternwarte. Er wird Ihnen bei Ihrer Entscheidung behilflich sein.«

Nachdem die Direktorin sie allein gelassen hatte, bat Dr. He ihn Platz zu nehmen, ließ ihm Tee bringen und erkundigte sich freundlich nach seinem Befinden.

Yun Tiaming wusste, dass er nicht besonders gesund aussah. Doch seit er mit der Chemotherapie aufgehört hatte, die eine einzige Tortur gewesen war, fühlte er sich viel besser, sozusagen wie neugeboren. Ohne auf Dr. Hes Frage einzugehen, wiederholte er sein Anliegen.

»Ich möchte einen Stern kaufen. Es soll ein Geschenk sein, und der Name des Sterns soll in den Namen der Empfängerin geändert werden. Ich möchte keine persönlichen Daten preisgeben, und sie darf meine Identität nicht erfahren.«

»Kein Problem. Welche Art von Stern schwebt Ihnen denn vor?«

»Er sollte nicht zu weit von der Erde entfernt liegen und Planeten haben. Am liebsten einen erdähnlichen Planeten«, sagte Yun Tianming mit Blick auf die Sternkarte.

»Das ist bei der von Ihnen genannten Summe nicht machbar. Die Preise für Sterne dieser Kategorie liegen wesentlich höher. Sie könnten nur einen Stern ohne Planeten erwerben, und auch der wird nicht sehr nah zur Erde liegen. Ehrlich gesagt entspricht der von Ihnen gebotene Betrag nicht einmal dem Minimum, das wir für einen einfachen Stern erwarten. Doch nach Ihrem gestrigen Anruf, und da Sie der erste chinesische Kaufinteressent sind, haben wir uns entschieden, Ihnen entgegenzukommen.« Er vergrößerte mit der Maus einen Aus-

schnitt der Sternkarte. »Dieser hier. Er ist schon länger im Angebot. Ein Wort, und er gehört Ihnen.«

»Wie weit ist er entfernt?«

»Zweihundertsechsendachtzig Komma fünf Lichtjahre.«

»Das ist zu weit.«

Dr. He schüttelte lachend den Kopf. »Sie sind doch in Astronomie nicht ganz unbedarft, Herr Yun. Nun überlegen Sie mal: Macht es einen Unterschied, ob er zweihundertsechsendachtzig Lichtjahre entfernt ist oder zweihundertsechsendachtzig Milliarden Lichtjahre?«

Yun Tianming dachte darüber nach. Es machte tatsächlich wenig Unterschied.

»Dieser Stern hat einen entscheidenden Vorteil«, erklärte Dr. He, »er ist mit bloßem Auge erkennbar. Das ist kein unerhebliches Detail, finde ich, schließlich ist es besser, einen weiter entfernten, einsamen Stern zu besitzen, den man sehen kann, als einen uns näher liegenden Stern mit Planeten, den man nicht sehen kann. Was haben wir davon, wenn wir ihn nicht einmal betrachten können? Stimmen Sie mir zu?«

Yun Tianming nickte. *Cheng Xin kann ihn sehen. Das ist gut.*

»Wie heißt er?«

»Dieser Stern wurde bereits vor Hunderten von Jahren katalogisiert, von einem Astronomen namens Tycho Brahe, aber einen geläufigen Namen hatte er nie, nur eine Katalognummer.« Dr. He fuhr mit der Maus über den leuchtenden Punkt auf der Karte, und eine Legende wurde angezeigt: DX3906. Er erklärte Yun Tianming, wie die Bezeichnung zu lesen war, Sterntyp, absolute und scheinbare Helligkeit, Position in der Hauptreihe und so weiter.

Die Formalitäten für den Kauf des Sterns nahmen nicht viel Zeit in Anspruch. Zwei Notare kamen hinzu, um den ordnungsgemäßen Erwerb zu beglaubigen. Anschließend gesellte sich die Direktorin in Begleitung zweier Funktionäre des UN-Entwicklungsprogramms und des UN-Komitees für Rohstoffe dazu. Die Empfangsdame brachte eine Flasche Champagner, und sie stießen alle miteinander an. Die Direktorin erklärte die offizielle Umbenennung von DX3906 in Cheng Xin und überreichte Yun Tianming eine elegante schwarze Ledermappe.

»Bitte sehr, Ihr Stern.«

Als die Funktionäre gegangen waren, wandte sich die Direktorin noch einmal an Yun Tianming: »Sie müssen mir nicht antworten, aber ich nehme an, Sie haben den Stern für eine Frau gekauft?«

Er zögerte einen Augenblick, dann nickte er.

»Die Glückliche!«

Dr. He nickte zufrieden. Dann seufzte er: »Reich zu sein ist schon etwas Wunderbares.«

»Von wegen!«, mischte sich die Empfangsdame ein. »Gib es doch zu: Selbst wenn du dreißig Milliarden Yuan übrig hättest, würdest du davon keinen Stern für deine Freundin kaufen! Das hast du selbst gesagt.« Sie streckte ihm die Zunge heraus.

Peinlich berührt zuckte Dr. He zusammen. *Dass sie jetzt bloß nicht meine persönliche Meinung zu diesem tollen Projekt hinausposaunt*, dachte er. *Diesen Trick, mit dem die UNO zu Geld kommen will, haben vor zehn Jahren schon andere Gauner versucht. Die haben damals Land auf dem Mond und dem Mars verkauft. Ein Wunder, dass überhaupt noch einmal jemand darauf hereinfällt.*

Zu seiner Erleichterung hieb die Empfangsdame in eine andere Kerbe. »Hier geht es nicht ums Geld. Hier geht es um Romantik. Romantik! Das ist wahrscheinlich ein Fremdwort für dich.«

Die ganze Zeit über hatte die junge Frau Yun Tianming angestrahlt, als wäre er ein berittener Märchenprinz. Aus ihren Augen sprachen erst Neugier, dann Faszination, und als ihm schließlich die Ledermappe mit der Besitzurkunde für den Stern überreicht wurde, war es blanker Neid.

Dr. He wechselte lieber das Thema. »Wir werden der Empfängerin die Dokumente so bald wie möglich zukommen lassen. Natürlich halten wir uns an Ihren Wunsch, keine Informationen über Sie preiszugeben. Wie könnten wir auch – ich kenne ja nicht einmal Ihren Namen.«

Er stand auf und sah aus dem Fenster. Es war bereits dunkel. »Ich würde Ihnen dann gern noch Ihren Stern zeigen, besser gesagt, den Stern, den Sie für jemanden erworben haben.«

»Kann man ihn vom Dach dieses Gebäudes aus sehen?«

»Leider nicht, wir müssten hinaus aufs Land fahren, wo weniger Lichter sind. Wenn Sie sich nicht wohlfühlen, können wir das auch verschieben.«

»Nein, lieber jetzt gleich, ich würde ihn gern sehen«, sagte Yun Tianming.

Sie fuhren mehr als zwei Stunden, bis sie das Pekinger Lichtermeer hinter sich gelassen hatten. Damit die Scheinwerfer der anderen Autos sie nicht störten, bog Dr. He von der Straße ab und fuhr hinaus aufs Feld. Sie stiegen aus. In dieser klaren Herbstnacht leuchteten die Sterne besonders hell.

»Sehen Sie den Großen Wagen? Stellen Sie sich eine diagonale

Linie durch das Viereck der vier Sterne vor und verlängern Sie sie, genau, in diese Richtung. Haben Sie das flache Dreieck aus drei Sternen? Jetzt denken Sie sich eine Linie senkrecht von seinem Scheitelpunkt nach unten. Haben Sie es? Dort, der nächstgelegene Stern. Das ist Ihrer – der Stern, den Sie ihr geschenkt haben.«

Yun Tianming deutete erst auf einen, dann auf einen anderen Stern, doch er lag nicht richtig.

»Nein, nein, dazwischen, ein bisschen weiter südlich. Die scheinbare Helligkeit des Sterns beträgt fünf Komma fünf. Man entdeckt ihn nur mit ein wenig Übung, aber heute Nacht herrschen ideale Bedingungen. Ich gebe Ihnen einen Tipp: Versuchen Sie, ihn nicht direkt anzusehen, sondern ein wenig an ihm vorbei. Durch peripheres Sehen wird schwaches Licht deutlicher. Erst wenn Sie das Licht wahrnehmen, richten Sie den Blick direkt darauf.«

Als Yun Tianming dieser Anweisung folgte, fand er den Stern tatsächlich. DX3906. Cheng Xin. Sein Licht war sehr schwach, und wenn er sich nicht bewusst konzentrierte, verlor er ihn wieder und musste noch einmal suchen. Im Allgemeinen denkt man, alle Sterne leuchteten silbrig, doch wenn man genau hinsieht, hat jeder Stern eine andere Farbe. DX3906 war dunkelrot. Dr. He wies ihn darauf hin, dass der Stern zu jeder Jahreszeit eine andere Position habe, er werde ihm noch detaillierte Unterlagen zukommen lassen, mit deren Hilfe er ihn später wieder aufspüren konnte.

»Sie haben wirklich Glück. Genau so viel Glück wie die Dame, der Sie ihn schenken«, sagte Dr. He unvermittelt in die nächtliche Stille hinein.

»Das würde ich nicht so sehen. Ich werde bald sterben.« Yun Tianming richtete den Blick wieder zum Himmel, und diesmal fand er den Stern ziemlich schnell wieder.

Dr. He schien diese Offenbarung nicht sonderlich zu erstauen. Er zündete sich eine Zigarette an und nahm schweigend ein paar Züge. Dann sagte er: »Selbst dann haben Sie Glück. Die meisten Menschen erhaschen vor ihrem Tod niemals einen Blick auf die Dinge abseits der irdischen Welt.«

Der Rauch von Dr. Hes Zigarette wehte Yun Tianming ins Gesicht. Hinter dem Dunstschleier funkelte sein Stern nur noch schwach. *Wenn sie ihn sieht, werde ich schon nicht mehr am Leben sein.*

Natürlich war der Stern, den er sah und den sie sehen würde, nur ein zweihundertsechundachtzig Jahre altes Bild. Sein schwacher Lichtstrahl brauchte fast drei Jahrhunderte, um auf ihren Retinas zu erscheinen. Und es würde noch einmal zweihundertsechundachtzig Jahre dauern, bis das Licht, das der Stern in diesem Augenblick aussendete, die Erde erreicht hätte. Bis dahin wäre auch Cheng Xin nicht mehr hier.

Was wird aus ihr werden? Hoffentlich wird sie niemals vergessen, dass von all diesen Sternen einer ihr gehört.

Der letzte Tag in Yun Tianmings Leben brach an.

Gern hätte er etwas Besonderes an ihm bemerkt, aber da war nichts. Er wachte wie immer um sieben Uhr auf, und die Sonne fiel auf die immer gleiche Stelle an der Wand. Das Wetter war weder besonders gut noch besonders schlecht und der Himmel so grau blau wie üblich. Die Eiche vor dem Fenster war kahl – nicht einmal ein einsames welches Blatt hing noch daran. Selbst

das Frühstück war einfach nur wie immer. Nichts an diesem Tag war anders als in den vergangenen achtundzwanzig Jahren, elf Monaten und sechs Tagen.

Er hatte sich entschieden, es so wie Lao Li zu machen und seine Familie nicht in seinen Entschluss einzuweihen. Gern hätte er seinem Vater eine letzte Botschaft hinterlassen, aber er wusste einfach nicht, was er ihm schreiben sollte.

Um zehn ging er allein in das Sterbezimmer, so ruhig, als handele es sich um seine tägliche Routineuntersuchung. Er war bereits der vierte Mensch in der Stadt, der sich für den sanften Tod nach dem neuen Gesetz entschieden hatte, daher hatten die Medien bereits das Interesse verloren. Es waren nur fünf Personen zugegen, zwei Notare, der Aufsichtsleiter, eine Krankenpflegerin und jemand von der Krankenhausverwaltung. Dr. Zhang war nicht dabei.

Das Zimmer war wie von ihm gewünscht völlig schmucklos. Vier leere weiße Wände, sonst nichts. Das gefiel ihm. Es sah aus, als könne er in Frieden aus dieser Welt scheiden.

Er erklärte dem Aufsichtsleiter, dass er mit der Prozedur vertraut sei und ohne seine Hilfe auskomme. Der Mann nickte und zog sich kommentarlos hinter die Spiegelwand zurück. Die Notare erledigten die Formalitäten. Dann blieb er mit der Krankenpflegerin zurück. Jetzt wirkte sie nicht mehr so nervös wie bei Lao Lis Prozedur. Freundlich und umsichtig legte sie die Infusion an. Er fühlte sich ihr eigenartig verbunden, denn sie würde der letzte Mensch an seiner Seite sein. Gern hätte er gewusst, wer vor neunundzwanzig Jahren bei seiner Geburt dabei gewesen war. Dieser Arzt oder diese Ärztin und die Hebamme gehörten zu den wenigen Menschen, die ihn in seinem

Leben überhaupt jemals unterstützt hatten, er sollte ihnen dankbar sein.

»Ich danke Ihnen.«

Die Krankenpflegerin lächelte ihn an und verließ das Zimmer lautlos wie eine Katze.

Möchten Sie Ihr Leben beenden? Für Ja drücken Sie die »5«. Für Nein drücken Sie die »0«.

Er war der Sohn einer Familie von Intellektuellen, die jedoch über wenig soziale Kompetenz verfügten und immer am Rande des Existenzminimums gelebt hatten. Sie gehörten definitiv nicht zur Elite. Vielleicht hatten sie gerade deshalb Wert darauf gelegt, Yun Tianming die bestmögliche Ausbildung zukommen zu lassen. Sie gaben ihm ausschließlich klassische Werke zu lesen und klassische Musik zu hören. Sie achteten darauf, dass er nur Umgang mit Kindern aus guten Familien hatte, oder jedenfalls mit denen, die sie für gute Familien hielten. Sie schärften ihm ein, dass die Menschen in ihrer Umgebung vulgär und geschmacklos wären. Alle außer ihnen natürlich.

In der Grundschulzeit fand er zwar ein paar Freunde, lud sie aber nie zu sich nach Hause ein. Seinen Eltern wären sie zweifellos nicht gut genug gewesen. Während der Zeit auf dem Gymnasium machte ihn der Leistungsdruck vonseiten seiner Eltern endgültig zum Einzelgänger. In dieser Zeit ließen sich seine Eltern scheiden. Sein Vater hatte eine andere Frau kennengelernt, eine Versicherungsverkäuferin, die fortan bei ihnen lebte. Seine Mutter heiratete daraufhin einen reichen Immobilienmakler.

Schließlich endeten seine Eltern beide mit einer dieser »vulgären« Personen, vor denen sie Yun Tianming immer gewarnt hatten. Wenigstens sahen sie nun ein, dass sie von ihrem Sohn schlecht verlangen konnten, ihre vorgeblichen hohen moralischen Standards einzuhalten. Doch der Schaden war bereits irreparabel. Er konnte den Konsequenzen seiner elitären Erziehung nicht mehr entfliehen, sie waren wie Fesseln, die sich umso enger zusammensogen, je mehr er sich aus ihnen befreien wollte. Yun Tianming blieb für immer der sensible Außenseiter.

Die Erinnerung an seine Kindheit war ein einziges Grau.

Er drückte die »5«.

Möchten Sie Ihr Leben beenden? Für Ja drücken Sie die »2«, für Nein drücken Sie die »0«.

Ihm graute vor dem Studium, der neuen, ungewohnten Umgebung an der Uni und den fremden Kommilitonen. Es würde ihm schwerfallen, sich anzupassen und zurechtzukommen. Und anfangs war es auch so. Bis er Cheng Xin kennenlernte.

Er hatte sich schon früher hin und wieder zu einem Mädchen hingezogen gefühlt, aber diesmal war es etwas anderes: War ihm seine Umgebung immerzu grau und trostlos erschienen, war sie nun auf einmal in ein mildes Licht getaucht. Er begriff nicht so recht, woher dieses Licht kam, es war wie fahler Mondschein, wie an Tagen, an denen die Sonne nur als bleiche Scheibe hinter den Wolken schien. Erst wenn sie unterging, bemerkte man, dass sie tatsächlich den Tag erhellt hatte. Yun Tianmings Sonne ging während der Ferien und des Nationalfeiertags unter, immer dann, wenn Cheng Xin nach Hause zu

ihren Eltern fuhr. Ihr Verschwinden hüllte die Welt wieder in das übliche Grau.

Er war sich bewusst, dass er nicht der Einzige sein konnte, den ihre Gegenwart so beglückte. Doch da er sich ohnehin keine Hoffnungen machte, störte ihn das nicht besonders. Frauen standen eben nicht auf so introvertierte, verschlossene Typen wie ihn. Er beschränkte sich darauf, sie von fern zu vergöttern, in ihrem sanften Licht zu baden und schweigend die Schönheit des Frühlings auf sich wirken zu lassen.

Anfangs machte Cheng Xin auf ihn den Eindruck einer schweigsamen Schönheit, eine Kombination, die eher selten anzutreffen war. Dennoch war sie keine unterkühlte Diva. Sie mochte wenig sagen, aber sie hörte zu. Sie hörte wirklich zu. Unterhielt man sich mit ihr, merkte man ihrem konzentrierten, ruhigen Blick an, dass man ihr wichtig war.

Anders als für die hübschen Mädchen aus seiner Schulzeit war Yun Tianming für sie keine Luft. Bei jeder Begegnung lächelte sie ihn an und sagte Hallo. Nicht selten kam es vor, dass seine Kommilitonen vergaßen, ob absichtlich oder nicht, ihn zu Veranstaltungen oder gemeinsamen Unternehmungen einzuladen. Cheng Xin sorgte dann dafür, dass er informiert wurde. Sie war die Erste unter seinen Kommilitonen, die ihn nur mit seinem Vornamen Tianming ansprach. Doch was ihn am meisten beeindruckte, war ihre Verbindlichkeit. Wenn sie sich miteinander austauschten – was nicht gerade häufig vorkam –, fühlte er sich verstanden. Niemand sonst scherte sich um seine Sensibilität und sein stummes Leid.

Nie versuchte er, mehr daraus zu machen. Er sah es wie sein Freund Hu Wen: Cheng Xin war einfach freundlich zu jedem.

An eine Begebenheit erinnerte er sich besonders gut. Sie waren alle zusammen in den Bergen wandern, als Cheng Xin plötzlich stehen blieb und etwas von den Steinstufen auf dem Weg aufhob. Es war eine hässliche Raupe, die sich weich und feucht in ihrer weißen Hand wand.

Eine der Studentinnen kreischte: *Igitt, wie eklig! Wieso fasst du so etwas an?*

Cheng Xin setzte die Raupe vorsichtig ins Gras: *Ich will nicht, dass jemand auf sie tritt.*

Richtige Unterhaltungen unter vier Augen hatte er mit ihr nur sehr wenige geführt. Einmal, es war eine angenehm kühle Sommernacht, war Yun Tianming auf das Dach der Bibliothek gestiegen, einem seiner Lieblingsorte. Außer ihm kam fast niemand dort herauf, und er konnte in Ruhe seinen Gedanken nachhängen. Ein Gewitter hatte den Nachthimmel rein gewaschen. Sogar die Milchstraße war deutlich zu erkennen.

»Sieht sie nicht wirklich wie eine Straße aus Milch aus?«

Yun Tianming drehte sich nach der Stimme um. Die nächtliche Brise spielte mit Cheng Xins Haar. Ein Bild wie aus seinen Träumen. Gemeinsam starteten sie in den Sternenhimmel.

»Eher wie ein Nebel. So viele Sterne!«, sagte Yun Tianming.

Sie wandte sich ihm zu, deutete auf die Lichter der Stadt unter ihnen und sagte: »Weißt du, dort unten ist es auch schön. Denk immer daran, dass wir hier leben und nicht in fernen Galaxien.«

»Aber schließlich wollen wir Raumfahrtingenieure werden. Dazu gehört die Idee, die Erde zu verlassen, um in den Welt- raum zu fliegen.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Es geht darum, das Leben auf unserer Erde zu verbessern, nicht darum, die Erde aufzugeben.«

Er hatte schon verstanden. Sie wollte ihn sanft auf seine Distanziertheit und Einsamkeit hinweisen. Aber er wusste nicht, was er antworten sollte. Nie wieder zuvor oder danach war er ihr so nah gewesen. Vielleicht hatte er es sich nur eingebildet, doch er glaubte, in diesem Augenblick die Wärme ihres Körpers zu spüren. Er hoffte, der Wind würde die Richtung wechseln, damit eine Strähne ihres Haars sein Gesicht streifte.

Nach vier Jahren Bachelorstudium bestand Yun Tianming die Aufnahmeprüfung für den Masterstudiengang nicht. Cheng Xin war problemlos weitergekommen. Sie fuhr in den Semesterferien nach Hause, während er sich auf dem Campus herumtrieb, nur um sie zu Beginn des neuen Semesters noch einmal wiedersehen zu können. Als Absolvent durfte er nicht mehr im Campuswohnheim wohnen, daher mietete er ein kleines Zimmer in der Nähe und fand Gelegenheitsarbeit in der Stadt. Er schrieb eine Bewerbung nach der anderen und wurde auch hin und wieder zu einem Gespräch eingeladen, jedoch erfolglos. Im Nu war der Sommer vergangen.

Er lungerte auf dem Campus herum, um Cheng Xin zu begegnen, doch sie tauchte nicht auf. Vorsichtig fragte er herum und fand heraus, dass sie mit ihrem Mentor an das Forschungsinstitut der Akademie für Raumfahrttechnik in Shanghai gewechselt war. An dem Tag, als er davon erfuhr, erhielt er die Zusage für eine Stelle bei einem Start-up-Unternehmen für zivile Raumfahrttechnik, das dringend qualifizierte Ingenieure suchte.

Die Sonne war aus seinem Leben verschwunden. Mit einem

Herzen, in dem immerzu Winter herrschte, begann für ihn das Arbeitsleben.

Er drückte die »2«.

Möchten Sie Ihr Leben beenden? Für Ja drücken Sie die »4«. Für Nein drücken Sie die »0«.

Vorübergehend ging er ganz in seiner neuen Arbeit auf. Er stellte fest, dass die Kollegen im Berufsleben wesentlich toleranter und umgänglicher waren als seine Kommilitonen an der Uni. Die Zeiten, in denen er sich wie ein Außenseiter vorkam, schienen vorbei. Doch nach ein paar frustrierenden Erfahrungen in der Firma, wo er immer am unteren Ende der Aufstiegsleiter hängen blieb, wurde ihm klar, wie rau es in der Wirtschaft tatsächlich zugeht. Jetzt sehnte er sich nach seiner Studentenzeit zurück. Erneut verkroch er sich in seinem Schneckenhaus. Das blieb nicht folgenlos. Selbst in einem staatlichen Unternehmen wie seinem herrschte starker Wettbewerb. Ein Einzelgänger ohne Netzwerk hatte da keine Chance voranzukommen. Für ihn gab es dort immer nur Rückschritte.

Zweimal hatte er in dieser Zeit eine Freundin, doch es war immer schnell wieder vorbei. Und das lag nicht daran, dass er an Cheng Xin hing. Sie würde für ihn immer nur die Sonne hinter den Wolken bleiben. Er wollte sie nur sehen können und ihre Wärme spüren. Nicht im Traum hätte er gewagt, sich ihr zu nähern. Schon längst fragte er nicht mehr nach, wo sie war und was sie machte. Er nahm an, dass diese intelligente Frau längst ihren Dokortitel hatte. Über ihr Privatleben wollte er gar nicht erst spekulieren.

Nein, das größte Hindernis zwischen ihm und den Frauen war seine zurückhaltende Persönlichkeit. Irgendwie kam er nie richtig in seinem eigenen Leben an.

Sein Problem war, dass er weder für ein Leben innerhalb noch außerhalb der Gesellschaft geschaffen war. Immer blieb er am Rand hängen, als ewig leidender Zaungast. Ihm fehlte jede Vorstellung davon, was er im Leben erreichen wollte und wohin es ihn trieb.

Doch irgendwann sah er das Ende des Wegs vor sich.

Er drückte die »4«.

Möchten Sie Ihr Leben beenden? Für Ja drücken Sie die »1«. Für Nein drücken Sie die »0«.

Als die Ärzte bei ihm Lungenkrebs diagnostizierten, war er bereits in einem späten Stadium. Möglicherweise hätte der Krebs früher erkannt und geheilt werden können. Bei Lungenkrebs breiten sich die Metastasen sehr schnell im Körper aus. Er würde nicht mehr lange zu leben haben.

Als er die Klinik verließ, verspürte er keine Angst. Er fühlte sich nur unendlich einsam. Seine Entfremdung von der Welt war immer stärker geworden, doch selbst gegen dieses Gefühl hatte er innerlich einen Damm errichtet, um es ertragen zu können. Jetzt war der Damm gebrochen, und die Wucht seiner jahrelang angestauten Einsamkeit brach sich Bahn und überschwemmte ihn wie ein Tsunami. Er konnte nicht mehr.

Er wünschte sich nur noch, Cheng Xin wiederzusehen.

Unverzüglich kaufte er ein Flugticket nach Shanghai und kam noch am Nachmittag desselben Tages dort an. Als sein

Taxi ihn an seinem Ziel absetzte, war es mit seiner Entschlossenheit vorbei. Warum sollte er sie mit den Nöten eines todkranken Mannes belästigen? Besser, sie bekäme ihn gar nicht zu Gesicht. Er wollte sie einfach nur aus sicherer Distanz betrachten, wie ein Ertrinkender, der kurz vor seinem Untergang noch einen tiefen Atemzug nimmt.

Dann kam der ernüchternde Augenblick, als er am Tor zur Akademie für Raumfahrttechnik stand. Was war er doch für ein Idiot. Cheng Xin musste längst ihre Doktorarbeit abgeschlossen haben, und wer wusste schon, ob sie überhaupt noch hier arbeitete. Vom Pförtner erfuhr er, dass in der Akademie zwanzigtausend Menschen angestellt waren. Er müsse ihm schon die genaue Abteilung und das Institut nennen, damit er die gesuchte Person finden könne. Da er zu seinen ehemaligen Kommilitonen keinen Kontakt mehr hatte, wusste er nichts, das dem Pförtner bei der Suche hätte weiterhelfen können.

Müde und erschöpft hockte er sich unweit des Tors auf eine Bank.

Es war immerhin möglich, dass sie noch hier arbeitete. Gleich würde Feierabend sein. Er musste sich nur ein wenig gedulden, um vielleicht doch noch einen Blick auf sie erhaschen zu können.

Das Tor zur Akademie war groß und breit. Auf der schwarzen Mauer daneben stand in goldenen Schriftzeichen der Name der Institution eingemeißelt. Die Akademie war bedeutender und erheblich größer geworden, vermutlich gab es hier mehr als ein Eingangstor. Er gab sich einen Ruck und fragte noch einmal den Pförtner. Ja, es gebe hier insgesamt vier weitere Tore, antwortete er.

Geknickt schlurfte er zurück zu seiner Bank und wartete. Er hatte keine Wahl.

Alles sprach dagegen, sie zu sehen, es gab zu viele Bedingungen: Sie müsste nach ihrem Abschluss noch immer hier arbeiten, müsste an diesem Tag im Haus sein und nicht etwa auf Dienstreise und außerdem nach Arbeitsschluss von fünf Toren ausgerechnet dieses nehmen. So war es sein Leben lang gewesen: die beständige Suche nach einem kleinen, einem winzigen Hoffnungsschimmer.

Feierabend. Die ersten Angestellten verließen den Gebäudekomplex, zu Fuß, per Fahrrad, mit dem Auto. Erst wurden es immer mehr, dann allmählich weniger. Nach einer Stunde kamen nur noch vereinzelt Leute durch das Tor.

Keine Spur von Cheng Xin.

Verpasst hatte er sie bestimmt nicht, selbst wenn sie mit einem Auto fuhr. Vielleicht arbeitete sie nicht mehr hier. Oder sie war heute nicht da. Oder sie hatte einen anderen Ausgang benutzt.

Die untergehende Sonne ließ die Schatten der Gebäude und der Bäume lang werden wie Arme, die sich mitleidig nach ihm reckten.

Er blieb noch eine Weile sitzen und wartete, bis die Nacht hereinbrach. Später konnte er schon nicht mehr sagen, wie es ihm gelungen war, ein Taxi zum Flughafen anzuhalten, in das nächste Flugzeug nach Peking zu steigen, in seine kleine Wohnung im Wohnheim seiner Firma zurückzukehren.

Yun Tianming fühlte sich bereits wie tot.

Er drückte die »1«.

Möchten Sie Ihr Leben beenden? Dies ist die letzte Frage.
Für Ja drücken Sie die »3«. Für Nein drücken Sie die »0«.

Wie könnte seine Grabinschrift lauten? Tatsächlich war er sich gar nicht sicher, ob er so etwas wie einen Grabstein bekommen würde. Der Platz für ein privates Urnengrab in der Nähe von Peking kostete einiges. Selbst wenn sein Vater dafür sorgen wollte, würde seine Schwester Einspruch erheben – sie sei schließlich noch am Leben und brauche eine Wohnung, würde sie sagen. Wahrscheinlich würden sie seine Asche in einer Nische in der Wand vom Volksfriedhof Babaoshan unterbringen. Doch wenn es einen Grabstein für ihn gäbe, sollte die Inschrift lauten:

Er kam, liebte, kaufte ihr einen Stern und ging.

Er drückte die »3«.

Auf der anderen Seite der Spiegelwand entstand Tumult. Er hatte eben erst die Taste gedrückt, als die Tür zum Sterbezimmer aufflog und Leute hereingerannt kamen. Allen voran kam der Aufsichtsleiter, der schnell auf den Schalter zum Abschalten der Injektionsvorrichtung hieb, gefolgt vom Direktor der Klinik, der sofort den Stecker des Geräts aus der Wand zog. Dann kam die Krankenpflegerin, die mit einem Ruck, der ihn aufjaulen ließ, den Schlauch mit der Injektionsnadel aus der Vene riss.

Alle inspizierten den Schlauch. »Das war knapp! Es ist noch nichts in seine Blutbahn gelangt«, sagte jemand. Die Kranken-

pflegerin kümmerte sich um Yun Tianming und verband seinen blutenden Arm.

Hinter der Glasscheibe stand nur noch eine weitere Gestalt, doch sie erhellte seine ganze Welt. Es war Cheng Xin.

Seine Brust war ganz feucht. Cheng Xins Tränen hatten seine Kleidung durchnässt. Auf den ersten Blick war sie ihm unverändert erschienen, doch nun bemerkte er ihre kurzen Haare. Sie reichten ihr nur noch bis zum Kinn und nicht mehr über die Schultern wie früher und waren an den Enden rundgeföhnt. Es sah hübsch aus. Und er brachte noch immer nicht den Mut auf, die Hand auszustrecken, um sie zu berühren.

Was bin ich doch für ein Versager. Aber ein Versager im siebten Himmel.

Das lange Schweigen glich der Stille im Paradies, er wünschte sich, es würde für immer anhalten. *Du kannst mich nicht retten,* sagte er in Gedanken zu ihr. *Ich werde alles tun, was du sagst, und auf den sanften Tod verzichten, aber am Ende wird es auf dasselbe hinauslaufen. Nimm den Stern, den ich dir geschenkt habe, und werde glücklich.*

Als könnte sie Gedanken lesen, hob Cheng Xin den Kopf. Noch nie waren ihre Augen einander so nah gewesen, so nah, wie er niemals zu träumen gewagt hätte. Der Blick aus ihren Augen, denen die Tränen einen noch schöneren Glanz verliehen, brach ihm das Herz.

Doch dann sagte sie etwas völlig Unerwartetes: »Tianming, hast du gewusst, dass das Sterbehilfegesetz eigens für dich verabschiedet wurde?«

Jahr 1–4 der Krise

Cheng Xin

Der Beginn der Trisolaris-Krise fiel mit Cheng Xins Studienabschluss zusammen. Sie wurde in die Projektgruppe für die Entwicklung neuartiger Antriebsformen für Langstreckenraketen aufgenommen. Alles in allem war es ein beneidenswerter Job: zukunftssträftig und profiliert. Aber Cheng Xins Enthusiasmus für ihr Fach hielt sich inzwischen in Grenzen. Chemisch angetriebene Raketen waren für sie wie die rauchenden Schloten aus dem Kindesalter der Industrialisierung. Dichter hatten sie damals in ihren Werken als Symbole des Fortschritts gepriesen. Die gleiche Bewunderung galt heute Raketen, den Symbolen des Weltraumzeitalters. Doch verließ sich die Menschheit auf den chemischen Raketenantrieb, würde sie wohl niemals das Weltraumzeitalter erleben.

Die Trisolaris-Krise verdeutlichte das schmerzlich. Das Sonnensystem mithilfe von chemisch angetriebenen Raketen zu verteidigen zu wollen war Wahnsinn. Cheng Xin hatte sich vorausschauend alle Türen offen gehalten, indem sie zusätzliche Kurse zum Thema Fusionsantrieb belegte. Mit der Krise wurde die Raumforschung in allen Bereichen hochgefahren, selbst die

Pläne für Raumflugzeuge wurden wiederbelebt und weiterverfolgt. Ihre Forschungsgruppe war unter anderem damit beauftragt, den Prototyp für den Motor eines solchen Raumflugzeugs zu entwickeln. In professioneller Hinsicht hatte Cheng Xin die besten Zukunftsaussichten. Sie war eine anerkannte Expertin, und nicht wenige derjenigen, die es in ihrem Bereich zu etwas brachten, hatten mit der Entwicklung von Antrieben begonnen. Da sie nun aber alles andere als überzeugt von chemischen Raketenantrieben war, sah sie ihre Karrierechancen auf lange Sicht als weniger rosig an. Es gab nichts Schlimmeres, als bei Forschung und Entwicklung auf das falsche Pferd zu setzen. Dann konnte man es gleich bleiben lassen. Und dennoch verlangte die Stelle Cheng Xin vollen Einsatz und Enthusiasmus ab, was ihr immer mehr zu schaffen machte.

Dann ergab sich die Möglichkeit, diesen Forschungsbereich zu verlassen. Die Vereinten Nationen hatten innerhalb kurzer Zeit eine ganze Reihe neuer Organe im Bereich der Planetenverteidigung geschaffen. Anders als die anderen Organe der UNO berichteten sie direkt an den Planetenverteidigungsrat PDC und hatten die Vorgabe, Experten aus der ganzen Welt zu rekrutieren. Nicht wenige der Raumfahrt-Ingenieure, die dort landeten, kamen aus China. Auch Cheng Xin erhielt ein Angebot von höchster Stelle: den Posten als Assistentin des Direktors des technischen Planungszentrums des Strategischen Geheimdiensts PIA des PDC. Bislang hatte sich die Arbeit des Geheimdiensts bezüglich Trisolaris auf die Bekämpfung der Erde-Trisolaris-Organisation ETO konzentriert. Doch der neue Strategische Geheimdienst des PDC würde unter dem Namen *Planetary Intelligence Agency* (PIA) seine Einsätze ganz auf die

Trisolaris-Flotte und den Planeten Trisolaris ausrichten. Sie brauchten dringend Personal mit hervorragenden Kenntnissen in der Raumfahrttechnik.

Cheng Xin sagte sofort zu.

Das Hauptquartier der PIA lag in einem alten sechsstöckigen Gebäude unweit des UN-Hauptquartiers. Das Haus stammte aus dem späten achtzehnten Jahrhundert, und seine robuste Architektur ließ es wie einen soliden Granitblock wirken. Als sie es nach ihrem langen Transpazifikflug zum ersten Mal betrat, spürte sie darin eine Kälte wie im Inneren einer Festung. Dieser Ort entsprach so gar nicht ihrer Vorstellung von einem weltumspannenden Geheimdienst, er kam ihr eher vor wie ein byzantinischer Palast, in dem aus einem Flüstern Verschwörungen geboren werden konnten.

Das Gebäude war weitgehend leer. Sie gehörte zu den Ersten, die sich zur Stelle meldeten. In einem noch nicht einmal vollständig möblierten Büro voller unausgepackter Kartons wurde sie ihrem künftigen Vorgesetzten vorgestellt, dem Direktor des technischen Planungszentrums der PIA. Michail Wadimowitsch war ein Mann in den Vierzigern, hochgewachsen und durchtrainiert. Er hatte einen so starken russischen Akzent, dass Cheng Xin erst nach ein paar Sätzen klar wurde, dass er Englisch mit ihr sprach. Er hockte auf einem der Pappkartons und beklagte, dass er schon über ein Jahrzehnt für die Raumfahrtindustrie arbeite und nun wirklich keine technische Assistentin brauche. Jedes Land wolle sichergehen, seine eigenen Leute in der PIA unterzubringen, aber Kröten wolle natürlich niemand rausrücken, schimpfte er. Dann fiel ihm ein, dass er gerade mit

einer aufstrebenden jungen Wissenschaftlerin sprach, die er vielleicht besser nicht gleich verschrecken sollte. Versöhnlich fügte er hinzu: »Falls unser Geheimdienst Geschichte schreiben sollte – was er wahrscheinlich wird, wenn vielleicht auch keine gute –, werden wir beide die Ersten sein, die dabei gewesen sind!«

Cheng Xin verzieh ihm seine Unhöflichkeit und freute sich, dass auch ihr Chef aus der Raumfahrttechnik kam. Sie fragte ihn, woran er gearbeitet habe. Flüchtig erwähnte er eine Mitarbeit am Design der Buran-1.01-Raumfähre im vergangenen Jahrhundert, und dann sei er auch noch Chefkonstrukteur eines gewissen Raumfrachters gewesen. Was er über weitere Projekte erzählte, klang noch vager. Er habe anschließend zwei Jahre im diplomatischen Dienst verbracht und dann »irgendein Amt« innegehabt, in dem er »in etwa das Gleiche wie hier« gemacht habe.

»Ich halte es für keine gute Idee, Ihre zukünftigen Kollegen nach ihrem bisherigen Lebenslauf zu fragen«, riet er ihr. »Unser aller Boss ist übrigens auch da, im Stockwerk über uns. Sie sollten hinaufgehen und Hallo sagen, aber beanspruchen Sie seine Zeit nicht zu sehr.«

Im großzügigen Büro des Direktors der PIA empfing sie ein starker Geruch nach Zigarrenrauch. An der Wand hing ein großformatiges Gemälde, das einen wolkenverhangenen Himmel über einer kargen Schneelandschaft darstellte. Am Horizont waren dunkle Umrisse zu erkennen, die sich bei näherem Hinsehen als heruntergekommene, zwei- bis dreistöckige Gebäude in europäischem Stil entpuppten. Der Form des Flusses im Vordergrund und anderen geografischen Hinweisen nach zu

urteilen, musste es sich um New York City zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts handeln. Das Gemälde wirkte kalt und abweisend, aber Cheng Xin hatte sofort das Gefühl, dass es ziemlich gut zu dem Mann passte, über dem es hing.

Daneben gab es noch ein kleineres Bild. Es zeigte ein antikes Schwert mit einem goldenen Kreuz als Wappen und einer hellen, glänzenden Klinge, gehalten von einer Hand in einem bronzenen Fechthandschuh. Der Träger des Schwerts, von dem nur der Unterarm zu sehen war, lüpfte mithilfe der Klinge einen Kranz aus roten, weißen und gelben Blumen aus einem blauen Fluss. Anders als das große Gemälde war dieses hier hell und bunt, dabei aber nicht weniger unheimlich. Die weißen Blumen des auf dem Wasser treibenden Gebindes waren voller Blutstropfen.

Thomas Wade, der Direktor der PIA, war wesentlich jünger, als Cheng Xin erwartet hatte, jedenfalls schien er jünger zu sein als Wadimowitsch. Außerdem wirkte er mit seinem klassisch geschnittenen Gesicht viel attraktiver. Jedoch nur auf den ersten Blick. Diese klassischen Züge, befand Cheng Xin später, rührten von der Ausdruckslosigkeit seines Gesichts her, wie bei einer leblosen Statue, die dem kalten Gemälde hinter ihm entsprungen sein konnte. Wade wirkte nicht sonderlich beschäftigt. Sein Schreibtisch war vollkommen leer, weder ein Computer noch irgendwelche Unterlagen waren zu sehen. Als sie hereinkam, blickte er kurz auf, widmete seine Aufmerksamkeit aber gleich wieder ganz der Zigarre in seiner Hand.

Cheng Xin stellte sich vor und sagte, sie hoffe, viel von ihm lernen zu können, und wäre dankbar für seine Ratschläge und ... sie redete einfach so lange, bis er den Kopf hob und sie

in Augenschein nahm. Sein Blick wirkte zunächst eher träge, doch es lag auch eine durchdringende Schärfe darin, die ihr Unbehagen verursachte. Er lächelte. Ein Lächeln wie ein Riss im Eis eines zugefrorenen Flusses. Es war kein warmes Lächeln, und sie fühlte sich damit nicht wirklich wohler.

Sie lächelte vorsichtig zurück, doch die ersten Worte, die Wade an sie richtete, ließen sie sofort erstarren.

»Würden Sie Ihre Mutter an ein Bordell verkaufen?«

Cheng Xin schüttelte irritiert den Kopf, nicht etwa als Antwort auf seine Frage, sondern weil sie nicht sicher war, ob sie ihn richtig verstanden hatte.

Wade winkte sie mit der Hand, in der er die Zigarre hielt, hinaus. »Danke, das wär's. Gehen Sie an Ihre Arbeit.«

Als sie Wadimowitsch davon erzählte, lachte er laut auf: »Das ist so ein alter Test aus unserem ... Gewerbe, nur so ein Spruch aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs, mit dem die alten Hasen die Neulinge aufzogen. Ist doch klar: Zum Wesen unseres Jobs gehört es, zu lügen und zu betrügen, was das Zeug hält. Was die allgemeinen moralischen Normen betrifft, müssen wir eine, sagen wir ... flexible Haltung mitbringen. In der PIA gibt es zwei Kategorien von Mitarbeitern, zum einen die technischen Experten, zu denen Sie gehören, zum anderen Veteranen der weltweiten Geheimdienste. Die beiden Gruppen denken und handeln nach unterschiedlichen Maßstäben. Zum Glück kenne ich mich in beiden Bereichen aus und fungiere sozusagen als Vermittler zwischen ihnen.«

»Aber unser Feind ist Trisolaris, das hat wenig mit klassischer Geheimdienstarbeit zu tun«, wandte Cheng Xin ein.

»Manche Dinge ändern sich nie.«

In den darauffolgenden Tagen meldeten sich weitere neue Mitarbeiter zur Stelle, sie stammten vorwiegend aus den ständigen Mitgliedsstaaten des PDC. Alle gingen sehr höflich miteinander um, doch jeder misstraute jedem. Die Techniker blieben jeweils für sich und verschlossen ihre Taschen, als seien sie ständig auf der Hut vor Dieben. Die Geheimdienstler waren dagegen freundlich und gesellig und versuchten ständig, etwas mitgehen zu lassen. Wadimowitsch hatte vollkommen recht: Sein Team hatte weniger Interesse daran, Geheimdienstinformationen über Trisolaris zu sammeln, als sich gegenseitig auszuspionieren.

Zwei Tage nach Cheng Xins Ankunft fand schon die erste Vollversammlung der PIA statt, obwohl noch nicht alle Mitarbeiter eingetroffen waren. Neben Direktor Wade gab es noch drei stellvertretende Direktoren, je einer aus China, Frankreich und Großbritannien.

Als Erster ergriff der Stellvertretende Direktor Yu Weiming das Wort. Cheng Xin wusste nichts Genaues über ihn. Er gehörte zu den Menschen, die man unzählige Male gesehen haben musste, um sie wiederzuerkennen. Zum Glück verzichtete er darauf, eine lange, ermüdende Rede in der typischen Manier chinesischer Funktionäre zu halten. Stattdessen wiederholte er in seiner kurzen Ansprache nur einige Allgemeinplätze über die Aufgaben der PIA.

»Jeder von Ihnen ist ein Vertreter seines jeweiligen Landes, daher schlagen zwei Herzen in Ihrer Brust. Niemand in der PIA erwartet, dass Sie Ihre Loyalität gegenüber der PIA über die Ihres eigenen Landes stellen. Dennoch: Unsere Aufgabe ist der Schutz der gesamten Menschheit. Daher hoffe und wünsche ich, dass jeder der Anwesenden sein Bestes tun wird, um diese

beiden Loyalitäten in der Waage zu halten. Da unsere Institution direkt gegen unseren gemeinsamen Feind Trisolaris arbeitet, müssen wir geschlossen auftreten.«

Während Yu Weimings Rede stemmte Direktor Wade einen Fuß gegen den Konferenztisch, um seinen Stuhl davon abzurücken, als wäre er genervt von der ganzen Zeremonie. Als man ihn gleich darauf bat, selbst ein paar Worte zu sagen, schüttelte er energisch den Kopf. Erst als alle anderen Funktionäre ihren Gruß losgeworden waren, ergriff er das Wort. Er zeigte mit dem Finger auf die unausgepackten Kisten im Konferenzzimmer: »Um diese Sachen hier kümmern Sie sich bitte selbstständig.« Seine Worte waren offenbar an die Sachbereiter und anderes administratives Personal gerichtet. »Bitte vergeuden Sie weder meine noch deren Zeit« – er zeigte auf Wadimowitsch und seine Mitarbeiter. »Die Mitarbeiter des Technischen Planungszentrums mit Erfahrung als Raumfahrtgenieure bleiben hier. Alle anderen können gehen.«

Im Konferenzraum blieb nur ein Dutzend Leute zurück. Nachdem sich die schwere alte Eichentür geschlossen hatte, ließ Wade eine Granate los: »Die PIA muss eine Raumsonde zum Ausspionieren von Trisolaris losschicken.«

Verblüfft wechselten die Ingenieure Blicke. Cheng Xin hatte zwar gehofft, möglichst schnell technische Projekte in Angriff nehmen zu können, doch wer hätte gedacht, dass es so schnell gehen würde? Angesichts der Tatsache, dass die PIA eben erst gegründet worden war und bisher keine nationalen oder regionalen Außenstellen hatte, schien sie noch nicht bereit zu sein für derart ambitionierte Projekte. Abgesehen davon: Die technischen Hürden waren schier unüberwindlich.

»Gibt es konkrete Anforderungen?«, fragte Wadimowitsch. Er wirkte als Einziger vollkommen gelassen.

»Ich habe die Vertreter der ständigen Mitgliedsstaaten des PDC auf inoffiziellem Weg konsultiert, eine offizielle Präsentation des Projekts steht noch aus. Soweit ich weiß, ist für die PDC-Mitgliedsstaaten vor allem eine Spezifikation unabdingbar: Die Sonde muss ein Prozent der Lichtgeschwindigkeit erreichen können. Ansonsten hat jeder Mitgliedsstaat seine eigenen Vorstellungen von den Anforderungen. Darin werden sie sich aber sicher einig, sobald wir in die formalen Verhandlungen einsteigen.«

»Selbst wenn wir uns nur um die Beschleunigung kümmern und die Drosselung außer Acht lassen«, meldete sich ein NASA-Berater zu Wort, »hieß das, die Sonde wäre bestenfalls in zwei- bis dreihundert Jahren an der Oort'schen Wolke. Dann erst würde sie die sich verlangsamende Trisolaris-Flotte abfangen und abhören können. Mit Verlaub: Das ist ein Projekt für die Zukunft.«

»Ob die Zukunft technischen Fortschritt bringt, ist alles andere als sicher«, erwiderte Wade. »Wenn die Sophonen die Forschung in der Grundlagenphysik blockieren und die Menschheit dazu verdammen, im Schneckentempo in den Weltraum zu kriechen, dann kriechen wir besser gleich los.«

Cheng Xin schätzte, dass Wades Vorschlag vor allem politisch motiviert war. Das erste Projekt der Menschheit zum aktiven Kontakt mit einer außerirdischen Zivilisation zu initiieren würde dem Status der PIA nicht schaden.

»Beim gegenwärtigen Stand der Raumfahrttechnik würde eine Reise bis zur Oort'schen Wolke zwanzig-, vielleicht sogar

